

Bischof

Dr. Gerhard Feige

*Geistlich  
herausgefordert*

Bistum Magdeburg

2006

## Inhalt

### *I. Ein Jahr Bischof von Magdeburg*

„Kein Bischof muss sein Bistum neu erfinden“ Interview mit Thomas Lazar.....	6
„Hirte, kein Kläffer“ Im Gespräch mit Roland Juchem.....	10

### *II. Auf dem Weg zu Gemeindeverbänden*

Von Jesus Christus gestärkt für das Leben der Welt.....	14
Eine neue Etappe der Nachfolge Jesu .....	19
Zu Umkehr und Erneuerung herausgefordert.....	23
Ohne Bekehrung kein Aufbruch.....	34
Christus verbindet.....	38

### *III. In persönlicher Nachfolge*

„Komm, sag es ihnen weiter“.....	44
Wettkampf und Fairness.....	47
Mit Zuversicht zwischen Abschied und Verheißung.....	49
Treu geblieben in guten und in schlechten Tagen.....	53

## Impressum

Herausgegeben von der Pressestelle des Bistums Magdeburg  
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg  
bistum-magdeburg.de  
Redaktion, Gestaltung: pbm  
Fotos: kna, foto felici, bistum magdeburg

# Ein Jahr Bischof von Magdeburg

## „Kein Bischof muss sein Bistum neu erfinden“

*Interview zum Jahrestag der Amtseinführung  
am 16. April 2005*

Seit einem Jahr sind Sie Bischof von Magdeburg, was fällt Ihnen unmittelbar ein, wenn Sie die zurückliegenden zwölf Monate Revue passieren lassen?

Zunächst einmal bleibt mir unvergessen, in was für einer bewegten Zeit ich meinen Dienst angetreten habe: Vierzehn Tage vorher war Papst Johannes Paul II. gestorben, und drei Tage nach meiner Amtseinführung wurde überraschenderweise schon ein neuer Papst gewählt, der auch noch aus Deutschland stammt. So interessiert an Kirche waren Medien schon lange nicht mehr. Und das habe ich in jenen Tagen intensiv zu spüren bekommen. Spontan fällt mir natürlich auch der Weltjugendtag mit seinen zwei Phasen ein, den erfrischenden Tagen der Begegnung mit 1800 ausländischen Jugendlichen in unserem Bistum und den gewaltigen – aber nicht weniger herzlichen – Zusammenkünften in Köln. Deutlich erinnere ich mich an die Bistumswallfahrt, bei der ich den Plan zur Umstrukturierung unserer Gemeinden in Kraft gesetzt habe, und an manche Entwicklung, die dadurch schon ausgelöst wurde. Ich denke an eine Reihe festlicher Höhepunkte, aber auch an den nur selten ganz normalen Alltag, an viele Begegnungen und Gespräche, an unzählige Fahrkilometer und Sitzungen, an sehr erfreuliche und an höchst belastende Erfahrungen.

Ein Jahr Bischof von Magdeburg zu sein, das heißt auch, in der Öffentlichkeit für Entscheidungen und Konsequenzen einstehen zu müssen, die ihren Ursprung im Handeln anderer haben...

Das ist in der Kirche ganz normal: Einer sät, ein anderer begießt, wieder ein anderer erntet. Verantwortung wird weitergegeben. Kein Bischof muss in der Regel sein Bistum neu erfinden. Auf diesem Hintergrund möchte ich auch noch einmal meinem Vorgänger, Bischof Leo, und allen anderen, die sich mit ihm und vor ihm für unsere Magdeburger Kirche eingesetzt haben, herzlich danken. Jede Zeit hat ihre besonderen Herausforderungen, und diesen gilt es sich zu stellen. Wurde nach der Wende vieles neu begonnen, gegründet, aufgebaut und eingerichtet, ist es jetzt eher unsere Aufgabe, kritisch

Zwischenbilanz zu ziehen, sich für Prioritäten zu entscheiden, manches aufzugeben oder zu „verschlanken“ und anderes zu konsolidieren. Vor allem sind angesichts veränderter Rahmenbedingungen neue Formen zu finden, in denen Kirche in unserer Region auch noch nach Jahren lebensfähig und lebendig ihren Auftrag erfüllen kann.

Ihr Vorgänger Altbischof Leo Nowak hat für das Bistum das Motto geprägt „Um Gottes und der Menschen willen“. Sie haben dieses Motto übernommen. Was bedeutet es Ihnen?

„Kirche ist“, wie Karl Rahner einmal gesagt hat, „kein Ofen, der sich selber wärmt.“ Sie ist für die Menschen da, muss bei ihnen sein und sich für ihr ganzheitliches – das heißt leibliches und seelisches, irdisches und ewiges – Heil engagieren. Andererseits lebt sie nicht aus sich selbst. Gott hat sie „erfunden“, ihm verdankt sie ihre Existenz, ihre Ausstrahlung und ihre Widerstandskraft. Sich dieser doppelten Ausrichtung auf Gott und Menschen bewusst zu bleiben und nicht einseitig nur humanistisch oder nur religiös zu sein, macht das Proprium von Kirche aus. Und das ist für mich ganz selbstverständlich.

Von Ihrem Vorgänger haben Sie auch das Pastorale Zukunftsgespräch (PZG) geerbt. Damit waren vor zwei Jahren viele Erwartungen verbunden. Nicht ohne Grund war der Prozess überschrieben „Den Aufbruch wagen“. Was ist aus diesem Aufbruch geworden?

Große Aufbrüche in der Kirchengeschichte waren meistens Folgen von sehr persönlichen Bekehrungen, geistlichen Erweckungen oder tief greifenden Reformen. Vergleichbares kann ich momentan bei uns (noch) nicht ausmachen. Vielerorts aber ist schon etwas in Bewegung gekommen, verändern sich nicht nur Strukturen, deutet sich auch mancher Mentalitätswandel an, gibt es kleine Neuanfänge. Solche hoffnungsvollen Entwicklungen zu fördern und geistlich zu vertiefen, sehe ich als eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zeit an.

Die Zahl katholischer Christen hierzulande sinkt entsprechend dem allgemeinen Bevölkerungsrückgang. Mittlerweile leben im Bistum Magdeburg nur noch rund 100 000 Katholiken. Was bewegt Sie angesichts dieser Zahl? Welche Wünsche haben Sie an die katholischen Christen im Bistum?

Diese Entwicklung erfüllt auch mich durchaus mit Trauer und Sorge. Das verhehle ich nicht. Aber Zahlen sind ja bekanntlich nicht alles.

Ist nicht im Neuen Testament auch vom Sauerteig die Rede, von dem nur wenig genügt, um eine ganze Menge Mehl zu durchsäuern? Eine solche Kraft wünschte ich vielen unserer Gläubigen und Gemeinden. Ideal für unsere Zeit wären Christen, von denen man wüsste, sie seien zugleich menschenfreundlich und gottverbunden, weltoffen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich. Ich wünschte mir möglichst viele, die wirklich beten, die selbstbewusst zu ihrem Glauben stehen und davon weitererzählen, die aus der Liturgie der Kirche leben und Gemeinde mitgestalten, die von der Not so vieler nicht unberührt bleiben, nach ihren Kräften und Fähigkeiten helfen und auch gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen. Erfreulicherweise gibt es solche Christen schon unter uns; es könnten und sollten aber noch mehr werden.

Auch in der evangelischen Kirche sinkt die Mitgliederzahl. Was können und sollten Christen gemeinsam tun, um ihre Botschaft in die Gesellschaft einzubringen?

Signalwirkung könnte schon der Umgang miteinander haben: Wie groß ist unser Interesse füreinander? Versuchen wir tatsächlich, die anderen zu verstehen? Vertrauen oder misstrauen wir uns? Sind wir auch in der Lage, Konflikte geistvoll zu lösen? Vermögen wir es, in wichtigen gesellschaftlichen Fragen mit einer Stimme zu sprechen? Darüber hinaus müsste es uns angesichts unserer angeblich „religionsresistenten“ Mitbürger ein dringendes Anliegen sein, noch deutlicher den grundsätzlichen Sinn und die befreiende Wirkung des christlichen Glaubens gemeinsam zum Leuchten zu bringen. Dazu bedarf es wirklich überzeugter und begeisterter Christen, denn „nur wer brennt, entflammt auch andere“. Jedenfalls sind wir herausgefordert, uns gemeinsam um die „Verlierer“ unserer Gesellschaft zu kümmern und uns für die einzusetzen, die keine Stimme haben. Nicht jeder Vorgang braucht unseren Kommentar. Zur Verkümmern vieler Werte sollten wir aber nicht schweigen, sondern gemeinsam Position beziehen.

Während der vergangenen Monate ist das ökumenische Klima rauer geworden. Das Wort von der „Ökumene der Profile“ macht die Runde. Inwieweit teilen Sie diese Ansicht?

Profil zu haben, zeugt von Klarheit und ist angesichts eines zunehmenden Relativismus und einer manchmal „billigen“ Ökumene durchaus begrüßenswert. Das überdeutlich hervorzukehren kann aber auch zur „Profilierungssucht“ entarten und Abgrenzungen verschär-

fen. Dieser Gefahr sollte man sich bewusst sein. Die grundlegenden Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen im Glauben dürfen dabei nicht aus dem Blick geraten. Besser wäre es vielleicht, von Stärken oder Schätzen zu reden, die bei den einen mehr bewahrt oder entfaltet worden sind als bei den anderen und heute alle bei der Suche nach einer wahrhaftigen und versöhnten Einheit anregen könnten.

Sie sind Bischof im Ursprungsland der lutherischen Reformation. Welche Bedeutung hat das für Ihre Arbeit?

Seit der Reformation ist zweifellos in unserem Gebiet die Evangelische Kirche – salopp gesagt – der „Platzhirsch“. Als Katholiken sind wir – geschichtlich bedingt – mehr die Kirche von Flüchtlingen und Zugezogenen, inzwischen aber auch heimisch, verwurzelt und akzeptiert. Das hat mich geprägt, mindestens von der Oberschulzeit an. Seitdem sind Protestanten für mich keine „unbekannten Wesen“, sondern selbstverständliche Mitmenschen, Mitchristen und Mitstreiter. Die tiefe Gläubigkeit mancher beeindruckt mich bis zum heutigen Tag und hat bei mir sicher auch mit dazu beigetragen, ein ökumenisches Gespür zu bekommen. Als Bischof kann ich an vielen gewachsenen Beziehungen zwischen den Evangelischen Kirchen in Sachsen-Anhalt und uns anknüpfen. Dass ich diese besonders in unserer gesellschaftlichen Situation für wichtig halte, bedarf keines Zweifels. Sie in fairer und vertrauensvoller Weise zu entfalten, sollte vielen ein Anliegen sein.

Sie haben das Amt des Bischofs von Magdeburg in einer schweren Zeit übernommen. Sparzwang, Gemeindeverbände, Bevölkerungsschwund sind nur drei Stichworte. Wie schaffen Sie es, mit all diesen Problemen ein Hoffnung verbreitender Bischof zu bleiben?

Sicher könnte man sich angenehmere Zeiten vorstellen. Ob gegenwärtig aber eine schwere Zeit ist, mögen spätere Historiker beurteilen. Für mich und viele andere ist es nun einmal die Zeit, die uns geschenkt ist, die wir nützen sollen und in der wir uns zu bewähren haben. Aus christlicher Sicht ist übrigens jede Zeit „Heilszeit“. Was mir hilft, einigermaßen gelassen zu bleiben, die Freude nicht zu verlieren und mich durchaus zuversichtlich den anstehenden Aufgaben und Problemen zu stellen, ist wohl mehreres. Zum einen habe ich offensichtlich von meinen Eltern eine natürliche Belastbarkeit geerbt, von meiner Mutter mehr eine gewisse Akribie und Ausdauer, von meinem Vater eher den Humor. Zum anderen glaube ich fest daran, dass

mit dem Bischofsamt ein besonderes Gnadengeschenk verbunden ist und Gott mich nicht „im Regen stehen lässt“. Ich weiß auch, dass viele für mich und unser Bistum beten und sich als Haupt- oder Ehrenamtliche verantwortungsbewusst mit einbringen. Und schließlich bin ich sehr froh und dankbar, umsichtige und anregende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu haben, die mich tatkräftig unterstützen und wohlwollend – aber nicht unkritisch – begleiten.

## „Hirte, kein Kläffer“

*Bischof Gerhard Feige antwortet Roland Juchem  
veröffentlicht in der Bistumspresses am 7. Mai 2006*

Herr Bischof, was empfinden Sie bei dem Begriff „Oberhirte“?

Ich verwende den Begriff nicht sehr gerne. Er führt leicht zu Missverständnissen und weckt Gedanken an autoritäres Gebaren.

Aber als Hirte sehen Sie sich schon – oder?

Nun, ich schreibe Fastenhirtenbriefe. Aber sonst gehört der Begriff nicht zu meinem normalen Vokabular, obwohl das Bild an sich sehr schön ist. Was macht einen Hirten aus? Ich glaube dreierlei: Er geht der Herde voran. Das braucht Mut und Kraft, allein voranzugehen. Mitunter muss er hinter der Herde her gehen und sie antreiben, wenn alle sich an dem satt fressen wollen, was gerade da ist. Schließlich geht er auch mittendrin, wo er von anderen mitgezogen wird. Vorne und hinten dagegen ist er recht einsam.

Würden Sie die Priester und hauptamtlichen Mitarbeiter Ihres Bistums auch als Hirten sehen?

Ja, durchaus. Wobei ich nochmal betone: Das Bild muss erläutert und darf nicht selbstverständlich gebraucht werden. Im Evangelium sagt ja Jesus von sich, er sei der gute Hirte. Er ist Vorbild für alle, die in der Kirche Verantwortung tragen. Das verlangt Dienstbereitschaft und Engagement statt selbstherrlichem Gebaren.

Zum Hirten gehört die Herde. Sind die Christen Ihres Bistums Ihre Herde?

Mit Augenzwinkern habe ich vom Katholikenrat bei meiner Amtseinführung ein weißes Schaf bekommen. Von jemand anderem später noch ein schwarzes, damit ich auch die nicht vergesse... Ich spreche aber nicht gern von einer Herde. Das sind meine Schwestern und Brüder, die mit mir auf dem Weg sind. Wie im Alten Orient Hirt und Herde eine Schicksalsgemeinschaft bilden, sind auch wir aufeinander angewiesen. Natürlich habe ich eine besondere Verantwortung übertragen bekommen, die mich von anderen unterscheidet. Aber ich brauche auch die Hilfe vieler.

Können oder sollen alle Gläubigen einander Hirten sein?

In dem Sinne, dass jeder für den anderen mitverantwortlich ist. Und jeder Einzelne prägt das Bild von Kirche mit, bringt es zum Leuchten oder verdunkelt es.

Hirten haben viele Aufgaben: tränken, Weidegründe suchen, führen, schützen, züchten, scheren, melken, schlachten, heilen, Verlorene suchen. Was müssen Sie vor allem tun?

Ich muss vor allem ermutigen. Außerdem materielle Ressourcen sichern und geistliche Nahrung bieten, auch Einzelne stärken. Durch meine Verkündigung muss ich in dieser – wie soll man sagen – religiös indifferenten, nicht direkt atheistischen Gesellschaft den christlichen Glauben als sinnvoll aufzeigen.

Wie oft muss der Hirte seine Herde auf neue Weidegründe führen?

Mmmh. Wie oft ...? Zur Zeit müssen wir die Landschaft im Bistum Magdeburg zu Gemeindeverbänden umstrukturieren. Damit die verstreute, verstreute Herde – in der Diaspora – wieder zu einer größeren Zahl und lebendigeren Gruppen zusammenfindet. Wir erhoffen uns einen Mentalitätswandel.

Wohin?

Zu einem Aufbruch, dass wir nicht so sehr auf uns selbst schauen, sondern auf die Gesellschaft als ganze. Wir sollen nicht mit gesenktem Haupt und geschlossenem Blick, sondern aufrecht und einladend auftreten, um andere mitzuziehen.

In zwei Sätzen: Was macht einen guten Hirten aus?

Dass er selber Vorstellungen hat und entscheiden kann. Gleichzeitig muss er auf andere hören und ein Herz für sie haben.

Das Idealbild vom Hirten war zu allen Zeiten in seiner Idylle auch ein kritischer Kontrast zu den tatsächlichen Führern in Staat und Kirche. In welcher Weise ist das Bildwort für Sie Anlass zur Selbstkritik?

Es gibt Hirten, die sind nur an der Wolle oder am Fleisch interessiert, aber nicht an den Schafen selbst. Mir sind die Christen ein Anliegen, nicht ihre Leistungen. Das muss ich mir immer wieder ins Gedächtnis rufen.

Gibt es „Mietlinge“ oder bezahlte Knechte in der Kirche?

Es gibt auch in der Kirche Leute, die mehr zerstreuen als sammeln, eine Reihe von Menschen, die sich absolut setzen, ständig Dialog einfordern, aber nicht wirklich dialogbereit sind. (macht eine Pause) Ich sehe mich nicht in der Rolle eines Kläffers, der jeden Tag gegen etwas anderes anbellt. Manche verlangen von mir, ich solle ständig protestieren. Das ist auf die Dauer aber ineffektiv. Klar, ich muss an wichtigen Punkten Position beziehen. Aber in unserer Gesellschaft fragen sich viele dann nur noch: Was wollen die denn schon wieder?

In Judäa, einem Land, das von Herden lebte, waren Hirten vielen sehr geläufig; nicht so in einer nachindustriellen Dienstleistungsgesellschaft. Mit welchem Bild würden Sie Ihre Aufgabe heute lieber beschreiben?

Vielleicht mit einem verständnisvollen Lehrer, der guten Kontakt zu seinen Schülern hat; mit einem Arzt oder einer Krankenschwester, einem Sozialarbeiter oder einem Künstler, der Wirklichkeit neu erschließt. Natürlich sind das immer nur Teilaspekte meiner Aufgabe.

## Auf dem Weg zu Gemeindeverbänden

# Von Jesus Christus gestärkt für das Leben der Welt

*Predigt zur Bistumswallfahrt im Kloster Huysburg  
am 4. September 2005  
(Ex 16, 2-4. 12-15; Lk 9, 10-17)*

## Anstehende Veränderungen

„Die ganze Gemeinde der Israeliten murrte in der Wüste gegen Mose und Aaron“, so haben wir gerade in der ersten Lesung gehört. Das Volk murrte, weil es in der Wüste hungert – und weil es deshalb nicht mehr erkennen kann, wozu dieser Auszug aus Ägypten überhaupt gut gewesen sein soll. „Warum haben wir uns überhaupt auf so etwas Unsicheres eingelassen?“ so fragen die Israeliten. „Warum sind wir nicht lieber in Ägypten geblieben? Da hatten wir wenigstens immer genug zu essen.“

Klingt ein solcher Text nicht hoch aktuell? Trifft er nicht das Empfinden vieler Menschen in unserem Land? Angesichts der wirtschaftlichen und politischen Unsicherheiten, die uns täglich vor Augen geführt werden, kann schnell so etwas wie Nostalgie oder „Ostalgie“ aufkommen. „Warum haben wir uns überhaupt auf so ein System eingelassen?! Was haben wir jetzt davon?!“

Ähnliche Zweifel bewegen manche auch in unserem Bistum, in unseren Gemeinden. Die anstehenden Strukturveränderungen lösen Fragen aus, die notwendigen Sparmaßnahmen machen Angst. Für die einen ist das Wort „Gemeindeverbund“ vielleicht schon eine ganz selbstverständliche Realität, andere reagieren allergisch darauf.

„Ist das alles denn überhaupt nötig und richtig? Es hat doch bisher auch funktioniert! Müssen wir denn alles nachmachen, was der Westen macht?“, so werden manche vielleicht denken.

Kleinere Gemeinden machen sich Sorgen, im Gemeindeverbund unterzugehen und von den Größeren geschluckt zu werden. Andere fragen sich, ob denn in Zukunft überhaupt noch jemand für sie da sein wird. Und wieder andere sind nicht gerade begeistert davon, ihr Vermögen nun womöglich mit anderen teilen zu müssen und dabei vielleicht schlecht wegzukommen.

Hoffen und Zweifeln, Wagnis und Angst, Aufbrechen und lieber doch Beharren-Wollen – das gehört menschlich offenbar dazu, wenn

große Veränderungen anstehen. Die Bibel spricht ganz deutlich von dem immer neuen Murren des Volkes Gottes, wenn es darum geht, einen Aufbruch zu wagen und dabei eine Durst- oder Hungerstrecke zu überwinden.

Der tägliche Durst und der tägliche Hunger können sich dabei so in den Vordergrund drängen, dass das Volk den Eindruck bekommt, in die Irre geführt und „von allen guten Geistern verlassen“ zu werden. In unserem Bistum drückt sich das oft so aus: „Was haben die da oben bzw. die da in Magdeburg sich schon wieder ausgedacht!“

Leicht kann dann aus dem Blick geraten, dass Mose das Volk nicht aus Willkür, sondern auf Grund einer unerträglichen Notlage auf den Weg gebracht hat, und dass Gott es war, der sozusagen die eigentliche Idee zu diesem Aufbruch hatte – mit dem Versprechen, sein Volk auch dann zu begleiten, wenn es unterwegs schwierig wird.

Auf unsere Situation im Bistum Magdeburg übertragen heißt das: Es ist nicht Willkür oder Leichtsinn, was uns veranlasst hätte, auf gut Glück eine so gravierende Veränderung herbeizuführen, wie sie sich jetzt als erstes in der Errichtung der Gemeindeverbände zeigt. Angesichts der bedrängenden Situation, in der sich unsere Kirche befindet, ist es vielmehr der Versuch, Bedingungen dafür zu schaffen, dass unsere Gemeinden auch in Zukunft lebensfähig und lebendig bleiben.

Das aber kann nur gelingen, wenn wir uns immer neu daran erinnern, dass Gott tatsächlich diesen Weg begleitet und in unserer Mitte ist. Dabei sind Strukturen wichtig, aber kein Allheilmittel – sie können nur den Rahmen dafür schaffen, dass die Besinnung auf Gott in unserer Mitte immer wieder möglich wird.

## Lebensmitte(l) „Jesus Christus“

Was heißt dann aber, sich auf Gott als die Mitte unseres Lebens einzulassen, oder mit den Worten unseres Wallfahrtsmottos formuliert: Jesus Christus als Lebensmitte und Lebensmittel zu erkennen und sich ihm anzuvertrauen?

Wenn wir die Schrifttexte des heutigen Tages genauer lesen, finden wir darin eine erste Antwort. Sowohl im Buch Exodus als auch im Lukasevangelium ist von einem Gott die Rede, dem die Angst, die Sehnsucht und das Murren der Menschen ans Herz gehen. Es heißt da von Gott: „Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sag ihnen: ...ihr werdet satt sein von Brot.“

Und das Evangelium beginnt damit, dass sich Jesus den Menschen zuwendet, die ihn aufsuchen, obwohl er eigentlich vorgehabt hatte,

sich zurückzuziehen: „Er empfing sie freundlich, redete zu ihnen vom Reich Gottes und heilte alle, die seine Hilfe brauchten“, heißt es da. Unser Gott ist ein Gott, der uns sieht und hört und sich uns freundlich zuwendet. Das klingt so selbstverständlich – aber wer das einmal wirklich für sich und auch für die Gemeinschaft, in der er oder sie lebt, annimmt, der wird die revolutionäre Kraft dieses Vertrauens erfahren.

Wenn wir wirklich glauben und es zulassen, dass Jesus uns freundlich empfängt, auch und gerade jetzt, wo wir uns ins Neuland begeben, könnte es dann nicht sein, dass sich unter dem Blick dieser Liebe die Frage nach den Strukturen, nach den Finanzen, nach „Mein und Dein“ beim Streit um die Gemeindeverbände ein wenig relativieren lässt, dass stattdessen der eigene Blick freier wird für das, was wirklich in all diesen Veränderungen wichtig ist?

Ist die eigentliche Sorge, die eigentliche Angst in diesen Umbrüchen nicht hauptsächlich die, in irgendeiner Weise zu kurz zu kommen, zu wenig beachtet zu werden, zu wenig anerkannt zu werden, zu wenig versorgt zu werden, oder im Bild des Buches Exodus gesprochen: in irgendeiner Weise Hunger und Durst leiden zu müssen?

Könnte es nicht unter dem freundlichen Blick Jesu möglich sein, diese Angst überhaupt erst einmal wahrzunehmen, sie freilegen zu lassen, um sie dann diesem Jesus anzuvertrauen und zu sehen, was er daraus machen wird?

Und dann kann es uns so gehen, wie den Israeliten auf ihrer Wüstenwanderung – oder den vielen Menschen am Seeufer, von denen Lukas spricht: Auf einmal machen wir die Erfahrung: Es gibt genug zu essen, es reicht für alle, niemand kommt zu kurz. Es bleibt sogar noch ganz viel übrig. Gott schenkt das Lebensnotwendige in Hülle und Fülle, jeden Tag – so ist es uns zugesagt, so dürfen wir es auch erfahren. Jesus selbst verbürgt sich dafür mit seinem Leben – mit seinem Fleisch und Blut. Jede Eucharistiefeier ist das Fest dieser Zusage, dass wir nicht zu kurz kommen, dass wir genau das geschenkt bekommen, was wir so nötig brauchen. Jede Eucharistiefeier ist somit eine Feier des Lebens.

Liebe Schwestern und Brüder, den Aufbruch wagen, das können wir nur riskieren, wenn wir uns auf diese Zusage Jesu verlassen; wenn wir so über unseren Schatten springen, über die Grenzen unserer Angst, unserer Trauer und vielleicht mancher Wut über das, was uns da zugemutet wird; wenn wir Jesus in unseren Gemeinden und Gemeindeverbänden den Platz geben, der ihm gebührt: in unserer Mitte. Ein Gemeindeverbund kann – so glaube ich – nur wachsen und lebendig

sein, wenn die Menschen sich um Jesus Christus scharen und sich von ihm die Nahrung schenken lassen, die sie brauchen, die Nahrung der Seele und des Leibes. Dann werden wir in unserem Bistum auch erfinderisch dafür werden, wie wir mit den Bedingungen umgehen, die uns gegeben sind; dann müssen wir nicht ängstlich unseren Besitzstand wahren, sondern werden frei dafür, der Liebe und der Hoffnung Raum zu geben.

## Für das Leben der Welt

Dabei geht es nicht nur darum, dass wir als Gemeinden oder Gemeindeverbund selbst essen und satt werden. In einem bekannten Segenslied heißt es in der zweiten Strophe:

*„Weil du reichlich gibst,  
müssen wir nicht sparen.  
Leben kann gedeihn,  
wo wir alles teilen,  
schlimmen Schaden heilen,  
lieben und verzeihn.“*

Jesus Christus beauftragt und befähigt uns dazu, auch andere satt zu machen: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ – so fordert er seine Jünger auf.

Meint das oft gebrauchte Wort „missionarisch“ nicht in erster Linie, dass wir als Beschenkte freigebig sein dürfen und können mit dem, was uns selbst satt macht; dass wir andere einbeziehen in dieses Fest des Lebens, das wir immer wieder feiern; dass wir andere Menschen wie Jesus freundlich empfangen, dass wir teilen und schlimmen Schaden zu heilen versuchen?

Meint, gesendet zu sein, nicht in erster Linie, zu lieben, wo man hasst, zu verzeihen, wo man beleidigt, zu verbinden, wo Streit ist, Hoffnung zu wecken, wo Verzweiflung quält, Freude zu bringen, wo der Kummer wohnt?

Nach dem Fest der Nationen, das vor dem Kölner Weltjugendtag in Magdeburg mit über 4000 Teilnehmern gefeiert worden war, konnte man in einer Zeitung lesen: Auf dem Domplatz hätte eine „seltsam positive Atmosphäre“ geherrscht. Hatte man etwas anderes erwartet? Oder ist dies in unserer Zeit so außergewöhnlich geworden, wenn junge Menschen in großer Zahl nicht randalieren oder protestieren, sondern sich aufgeschlossen begegnen, geistvoll miteinander feiern und dabei unverkrampft ihren Glauben bezeugen?

# Eine neue Etappe der Nachfolge Jesu

*Predigt zum Pastoraltag in Magdeburg  
am 5. Oktober 2005  
(Jona 3, 10b.4,1-11; Lk 9, 57-62)*

Erstaunlicherweise ist kürzlich eine seriöse Studie über Jugendliche in Deutschland aufgrund einer repräsentativen Umfrage auch zu der Feststellung gelangt, dass katholische Jugendliche – vor allem diejenigen, die der Kirche nahe stehen und oft am Gottesdienst teilnehmen – zufriedener, optimistischer und engagierter seien. Sind das nicht Haltungen, die unsere Gesellschaft bitter nötig hat, die offensichtlich entscheidend mit unserem christlichen Glauben zu tun haben und die auch anderen gut tun könnten?

Gestärkt von Jesus Christus sich für das Leben der Welt zu engagieren, erschöpft sich jedoch nicht nur darin, Freundlichkeiten zu verbreiten; es kann unter Umständen auch bedeuten, sich massiv einzumischen und „Nein“ zu sagen, wenn wir sehen, dass Leben bedroht ist, dass Freiheit und Würde des Menschen auf dem Spiel stehen, dass seine Rechte mit Füßen getreten oder dass menschenverachtendes Denken und Handeln salonfähig werden. Es ist auch unser Auftrag, Ungeist mutig zu entlarven, einer sich verbreitenden Gleichgültigkeit und Resignation entschieden zu widerstehen und tatkräftig für mehr Solidarität einzutreten.

Als Christen haben wir viele Möglichkeiten, unseren Glauben ansteckend zu leben und zu bezeugen: entgegenkommend und sympathisch oder aber auch herausfordernd und widerständig.

Unser Ideal sind dabei weder Hardliner noch Schaumduscher, weder Marktschreier noch Leisetreter! Und die Vergleiche mit dem Salz der Erde, Licht der Welt oder Sauerteig und dem Mehl haben wir schon so oft gehört, dass eine Verfremdung – ein anderes Beispiel – das Gemeindeglied vielleicht wieder einmal deutlicher ins Bewusstsein hebt. Mir ist da vor einiger Zeit der italienische Begriff „al dente“ eingefallen. Nudeln schmecken weder trocken noch zerkocht, sondern – wie es heißt – am besten „al dente“, frei übersetzt: „mit Biss“. Trifft das nicht auch auf unseren christlichen Auftrag in dieser Welt zu? Wir sollen andere satt machen und bekömmlich sein, verfehlen unsere Bestimmung aber, wenn wir zu trocken, zu abgebrüht, zu schleimig oder zu verweicht sind. Man muss uns schon spüren.

Haben wir den Mut, unseren Glauben nicht bissig, aber „al dente“ – „mit Biss“ in unsere Gesellschaft einzubringen, mittels Herz und Verstand durch Wort und Tat. Dazu sind wir unterwegs, dazu werden wir in jeder Eucharistiefeier gestärkt, dazu erbitten wir Gottes reichen Segen.

Zum heutigen Pastoraltag sind manche von euch und Ihnen vielleicht mit gemischten Gefühlen gekommen. Was wird man uns da wohl im Zusammenhang mit den Gemeindeverbänden eröffnen? So mögen die einen fragen. Andere kommen mit Fragen, die sie schon seit einiger Zeit mit sich herumtragen: Was wird aus mir, wenn sich nun die Gemeindeverbände zusammenfinden? Werde ich versetzt werden oder bleiben? Welche Aufgaben kommen da auf mich zu? Diejenigen, deren nächste Schritte sich bereits geklärt haben, machen sich vielleicht Gedanken darüber, ob sie den Veränderungen menschlich und geistlich gewachsen sein werden, die ein Gemeindeverband notgedrungen mit sich bringt. Wieder andere sind ratlos, besorgt oder auch frustriert. Und schließlich mag es auch einige geben, die gelassen in die Zukunft blicken – vielleicht auch, weil sich für sie in der nächsten Zeit vermutlich kaum etwas verändern wird.

All diese unterschiedlichen Gefühle haben ihren Grund und sind menschlich nachvollziehbar. Es wäre fatal, sie zu ignorieren oder zu überspringen. Als Bischof kann und möchte ich deshalb nichts anderes, als euch und Sie darin ernst zu nehmen und mit euch nach Wegen zu suchen, wie wir miteinander diese bestimmt schwierige Wegstrecke bewältigen können.

Dabei gehen wir sicher nicht fehl, wenn wir uns an den Wegweisern orientieren, die uns in den Worten der Heiligen Schrift von Gott selbst gegeben sind. Solche Wegweiser sind nicht immer leicht zu entziffern – und die Worte des lebendigen Gottes, die in ihnen enthalten sind, sind nicht immer „leicht verdaulich“.

Beide Texte, die wir vorhin gehört haben – die Lesung aus dem Buch Jona und die Perikope aus dem Lukasevangelium – gehören zur eher anspruchsvollen Kost. Der Schluss der Jona-Geschichte mag noch ein Schmunzeln auslösen, wenn vom „gerechten Zorn“ Jonas über den verdorrten Rizinusstrauch und über Gottes Barmherzigkeit die Rede ist. Bei den Worten Jesu über die Bedingungen der Nachfolge kann von einer solchen Leichtigkeit nicht mehr die Rede sein. Hier wird es auf einmal bitter ernst.

Dieser Text steht im Zusammenhang mit dem Entschluss Jesu, nach Jerusalem zu gehen. Das heißt, dass er bewusst auf den letzten und schwersten Abschnitt seiner Sendung zuing. Im griechischen Originaltext steht hier: „Er machte sein Angesicht hart“ (to próson estérisen, Lk 9, 51). Bis dahin hatten die Jünger Jesus als einen Menschen kennen gelernt, der sie durch seine unwiderstehliche Güte, seine Demut und seine Heilkraft anzog. Jetzt macht er sein Angesicht hart und verweist damit auf eine neue Qualität seines Auftrags, die auch für diejenigen gilt, die ihm nachfolgen wollen. So erklären sich auch die befremdlich erscheinenden Zurechtweisungen, die die drei Männer erfahren, die Jesus auf seinem Weg nach Jerusalem begegnen und ihm folgen wollen oder sollen. Befremdlich sind die Antworten Jesu deshalb, weil es sich jedes Mal um verständliche und ehrenwerte Gründe und Motive handelt, die die Männer vorbringen. Was ist schlecht daran, seinen Familienpflichten nachzukommen und den eigenen Vater zu bestatten? Oder warum soll es verwerflich sein, wenn sich jemand noch einmal von seinen Verwandten und Freunden verabschieden will, bevor er einen neuen Lebensabschnitt beginnt?

Der erklärte Wunsch und Wille, Jesus nachzufolgen, reicht offenbar noch nicht. Hinter diesem Wunsch können die verschiedensten Motive liegen; dieser Wunsch kann mit den unterschiedlichsten Erwartungen gekoppelt sein. Wenn es ernst wird, kann dies dann hinderlich werden, weil es den Menschen an sich selbst und an seine Vergangenheit bindet. Jesus geht es aber um ein bedingungsloses Ja zu ihm – auch dann, wenn es weh tut, auch dann, wenn der Weg undurchsichtig wird. Diese Erwartung Jesu ist – so hart sie klingen mag – letztlich nichts anderes als ein Zeichen seines Zutrauens, ein Zeichen seiner Liebe, die den ganzen Menschen mit all seinen Kräften in Anspruch nehmen will.

In drei Beispielen deckt Jesus die verborgenen Motive derer auf, die ihm nachfolgen wollen, um ihnen so die Möglichkeit zu einem tieferen Ja zu geben. Ich lade Sie und euch ein, dies einmal auf dem Hintergrund unserer aktuellen Situation zu hören.

### Auszug aus Ruhe und Geborgenheit

Das erste Beispiel, das Jesus nennt, weckt Assoziationen, die mit Wärme, Schutz und Geborgenheit zu tun haben: „Die Füchse haben ihre Höhlen, und die Vögel ihre Nester“ (Lk 9,58). Das sind natürliche Bedürfnisse, die auch ihr Recht haben. Ohne Geborgenheit kann ein Kind nicht gesund heranwachsen, und ohne Verwurzelung und

Beheimatung kann auch der Erwachsene nicht leben. Und dennoch versichert uns Jesus, dass das Reich Gottes mit der Erfüllung solcher Bedürfnisse nicht deckungsgleich ist. Er provoziert uns dazu, genauer hinzuschauen, wenn wir uns nach Ruhe und Geborgenheit sehnen; wenn wir uns danach sehnen, an einem gewohnten Ort – sprich: einer Gemeinde – bleiben zu dürfen, alles beim Alten lassen zu dürfen. Dahinter kann das berechnete Anliegen stehen, mit den eigenen Kräften und Möglichkeiten realistisch umzugehen. Es kann sich dahinter aber auch eine Angst und Abwehr verbergen, die dem Ruf Jesu in die je größere Freiheit zuwiderläuft. Kardinal Martini geht sogar soweit zu sagen: „dass der heimliche Geruch des Nestes oder der Höhle genau das ist, was der vorbehaltlosen Nachfolge entgegensteht“.

### Abschied von Bindungen und von familiären Traditionen

Im zweiten Beispiel will jemand zwar Jesus nachfolgen, aber zuerst noch seinen Vater begraben. Die Metapher „Vater“ steht hier wohl nicht nur für die reale Person, sondern umfasst die ganze überkommene Tradition der Familie und der Gemeinschaft, zu der man gehört. Den Vater begraben, das hieß im damaligen Kontext auch: das Erbe entgegennehmen und nutzen. Die harte Zurückweisung Jesu weist hier auf einen sensiblen Punkt hin: das Erbe antreten, kann auch heißen, bestimmte Grundsätze und Überzeugungen so zu verinnerlichen, dass sie dem Reich Gottes im Wege stehen können. Ein solcher „vererbter“ Grundsatz kann sich in unseren Gemeinden und in uns selbst zum Beispiel so äußern: „Das haben wir schon immer so gemacht!“ Oder er geht mit der starren Fixierung auf einen bestimmten Pastoralstil einher, der uns in unserer Situation nicht weiterhilft, weil sich die Menschen und die Umstände im Lauf der letzten Jahre und Jahrzehnte geändert haben. Wir tun also gut daran, uns in unseren Grundsätzen und Bindungen von Jesus immer wieder anfragen und provozieren zu lassen: „Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh und verkünde das Reich Gottes!“ (Lk 9, 60)

### Abschied vom eigenen Ich, von der eigenen Geschichte

Das dritte Beispiel ist von den Verwandten und Freunden bestimmt. In menschlichen Beziehungen verankert zu sein, darin auch eine persönliche Geschichte zu haben, ist notwendig und durchaus berechtigt. Was ist es dann, was Jesus hier zurückweist? Könnte es sein, dass er

den Finger auf eine Gefahr legt, der wir mit zunehmendem Alter immer mehr ausgesetzt sind: die Gefahr, mit der eigenen Geschichte und darin mit dem eigenen Ich einen Kult zu treiben? Dazu können bestimmte Angewohnheiten und Verhaltensweisen gehören; bestimmte Vorlieben und Abneigungen und ein bestimmter Lebensstil, der mit dem Milieu der eigenen Familie, mit Freunden und Bekannten zu tun hat. All das kann die liebenswerte Individualität eines Menschen ausmachen – es kann aber auch dazu führen, dass jemand sich dauernd mit sich selbst beschäftigt, mit der eigenen Vergangenheit, mit den zugefügten Kränkungen und mit dem, worauf er oder sie verzichtet hat. Eine solche Haltung ist, so sagt Jesus, rückwärtsgewandt und taugt nicht für das Reich Gottes.

Wenn wir all das nun tatsächlich auf dem Hintergrund dessen hören, was uns derzeit beschäftigt, sollen wir dann daraus folgern, dass es im Bistum eine Art „Massen-Exodus“ geben muss, wo kein Stein mehr auf dem anderen bleibt? Wo jeder und jede an einen anderen Ort gehen und neu anfangen soll? Ich könnte mir vorstellen, dass einige manchmal schon solche Befürchtungen hatten.

Wenn wir den Ruf Jesu zur Nachfolge ernst nehmen, dann kann es aber nicht um einheitliche Radikallösungen gehen. Das wäre nichts anderes als eine lebensfeindliche Ideologie. Es geht vielmehr darum, miteinander zu schauen, was die Gemeinden brauchen, um den Weg in die Zukunft gehen zu können – vor allem auch, welchen Einsatz und Dienst sie von euch und Ihnen brauchen. Das lässt sich nicht über einen Kamm scheren. Sicher ist nur – so verstehe ich das heutige Evangelium – dass es um einen Weg der Nachfolge geht, der den Einsatz der ganzen Person verlangt und diese genau da herausfordert, wo sie am liebsten flüchten oder den Kopf in den Sand stecken würde. Das kann für viele tatsächlich heißen, auch äußerlich aufzubrechen; andere werden eher in ihren Gewohnheiten und Mentalitäten angefragt sein. Und wieder andere wird der Ruf Jesu dazu bringen, ihren Platz gerade nicht zu verlassen, sondern da auszuharren, wo sie begonnen haben. So ein Bleiben und Aushalten-Müssen kann unter Umständen – je nach Temperament – mindestens genauso schwer und anfordernd sein wie eine äußere Veränderung.

Liebe Schwestern und Brüder, die Umbrüche, in denen wir leben, fordern unseren ganzen Einsatz, unser bedingungsloses Ja zu dem, der uns in Dienst genommen hat. Kardinal Lehmann schrieb vor vielen Jahren einmal über den Mut im Dienst am Evangelium, dass immer wieder dies vor allem von den Hauptamtlichen verlangt werde: „Aktiver Einsatz, Sichbemühen, Verzicht auf Zerstreung der

Kräfte, Überwindung des Widrigen und Standhaftigkeit“. Zusammengefasst nennt er dies auch den Mut, der Wehleidigkeit zu widerstehen. Möge es uns geschenkt werden und gelingen, von der Nachfolge Jesu nicht nur zu reden, sondern sie auch immer wieder neu für uns zu buchstabieren und in unserem Leben konkret umzusetzen – nicht wehleidig, sondern tapfer und voller Zuversicht auf die Vollendung durch Gott.

## Zu Umkehr und Erneuerung herausgefordert

*Hirtenbrief zum 1. Fastensonntag 2006  
(Gen 9, 8-15; 1 Petr 3, 18-22; Mk 1, 12-15)*

Liebe Schwestern und Brüder, *„Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“* So haben wir es eben gehört. Derselbe Satz wurde uns schon am Aschermittwoch zugerufen: *„Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“*

Wie können wir diese Aufforderung Jesu verstehen und umsetzen? Lassen wir uns zunächst einmal auf das ein, was im heutigen Evangelium am Anfang steht. Da heißt es: *„Danach trieb der Geist Jesus in die Wüste“*. Das Wirken Jesu beginnt also mit einer Wüstenzeit – vierzig Tage lang. Im biblischen Sprachgebrauch bedeutet die Vierzig eine Zeit, in der etwas zur Reife und Vollendung kommen kann. Vierzig Tage Wüste! Was kann uns dieses Bild von der Wüste sagen? Was hat es mit unserer Situation zu tun?

### Die Wüste als Ort der Versuchung und Erprobung

Jede Wüste stellt eine ganz besondere Herausforderung dar. Wer schon einmal in einer Wüste war, weiß um ihre Gefahren: Die Landschaft ist karg, die Sonne versengend, Durst und Hunger drohen. Der Mensch erfährt zutiefst, wie unbehaust und gefährdet er ist. So heißt es von Jesus auch: *„Er lebte bei den wilden Tieren.“*

Kein Wunder, dass die Wüste von alters her immer als ein Ort der Versuchung und Erprobung erfahren und gedeutet wurde. Hier ist der Mensch auf die elementaren Zusammenhänge des Lebens zurück verwiesen. Und die Versuchungen setzen genau an den mensch-

lichen Grundbedürfnissen an: an Durst, Hunger, Sehnsucht nach Geborgenheit, menschlicher Nähe und Sicherheit.

Die Wüste als Ort der Versuchung und Erprobung: das dürfen wir auch im übertragenen Sinn verstehen. Wüstenähnliche Situationen sind uns nicht fremd: im ganz persönlichen Leben, im menschlichen Miteinander und als Gemeinschaft von Christen.

Erfahren wir Christen im Bistum Magdeburg unsere Zeit mit ihren tief greifenden Veränderungen nicht manchmal recht schmerzlich wie eine Wüste? Da brechen lieb gewordene Traditionen ab, die Halt und Geborgenheit gegeben haben. Eltern und Großeltern sind besorgt um ihre Kinder und Enkelkinder, weil die Weitergabe des Glaubens offensichtlich nicht mehr so funktioniert wie früher. Die Zahl der Christen und die öffentliche Bedeutung von Kirche scheinen zurückzugehen. Schon in absehbarer Zeit müssen wir uns auf deutlich weniger Priester und andere Hauptamtliche einstellen. Und auch die finanziellen Mittel des Bistums verringern sich. Gemeinden werden schon jetzt zu Gemeindeverbänden zusammengeschlossen. Geistliche wechseln an andere Stellen und müssen sich auf ein neues Rollenverständnis in den Gemeindeverbänden einlassen. Und manches Gebäude erweist sich als überflüssig und muss einem anderen Zweck zugeführt werden.

Die einen mögen das alles mit Gelassenheit sehen, weil sie schon vor einiger Zeit aufgebrochen sind. Sie leben bereits als Gemeindeverbund und machen darin gute Erfahrungen. Ihnen geht der ganze Prozess viel zu langsam. Andere dagegen sind verunsichert und fühlen sich überrollt. Sie wünschen: „Lasst uns doch noch etwas Zeit – wir kommen nicht mehr mit!“ Manche befürchten, von den größeren Gemeinden in Zukunft „platt gemacht“ zu werden und ihre Identität zu verlieren. Wieder andere haben von all den Überlegungen und Planungen bisher vielleicht nur am Rande gehört und verstehen noch gar nicht so richtig, warum sich überhaupt etwas ändern soll und muss.

All diese unterschiedlichen Reaktionen und Gefühle – Ungeduld, Sorge, Enttäuschung, Gleichgültigkeit oder Resignation – sind menschlich nachvollziehbar. Manchmal enthalten sie auch vermeidbare und deshalb unnötige Frustrationen. Da gilt es auf allen Seiten wachsam und dialogbereit zu bleiben!

Vor allem sollte man um die Grundversuchung wissen, die von alters her zur Erfahrung der Wüste und ihrer Härte gehört. Sie kann sich unterschiedlich äußern: in rückwärtsgerichteter Nostalgie („früher war alles viel besser...“); in hektischem Aktivismus („wir müssten uns nur viel mehr engagieren und die Dinge strategisch geschickter

anpacken – dann würden wir auch Erfolg haben!“); in der Suche nach Schuldigen oder in stiller Resignation.

Hinter all dem steht letztlich die Angst, in der Wüste auch von Gott verlassen zu werden. Deshalb – so die Meinung – müsse man, um nicht zu kurz zu kommen und um zu überleben, die Sache selbst in die Hand nehmen. Die Krise der Wüste ist deshalb immer auch eine Krise des Gottvertrauens. Das lässt angesichts unserer Situation die Frage aufkommen: Sind wir gleichermaßen ängstlich und verkrampft oder glauben wir daran, dass Gott uns auch weiterhin begleitet? Trauen wir ihm vielleicht sogar zu, dass er mit der Not unserer Kirche etwas im Sinn hat und uns auf andere Wege bringen will?

Wenn wir uns auf diese elementare Frage nach unserer Gottesbeziehung einlassen, kann uns aufleuchten, dass die Wüste auch der Ort der Läuterung und der Erneuerung ist, der Ort der „ersten Liebe“, wie es beim Propheten Hosea heißt.

### Die Wüste als Ort der Läuterung und Erneuerung

Alle Kenner der Wüste bestätigen, dass diese neben der Gefahr auch eine ungeheure Faszination ausüben kann. Ihre Weite und Stille, ihre intensiven Farben rühren im Menschen ganz tiefe, oft verborgene Schichten an. Das Leben wird zu einer Einfachheit zurückgebracht, die alles übersichtlich macht. Unnötiger Ballast kann zurück gelassen werden. Die Maßstäbe, die gerade in der westlichen Kultur gelten, werden auf den Kopf gestellt. Gewohntes ist angefragt. Es hat nur das Bestand, was wirklich wichtig ist. Auch die Kommunikation unter Menschen wird intensiver. Jede und jeder erfährt sich angesichts der lebensfeindlichen Umgebung immer wieder neu als Wunder und als aufeinander angewiesen.

Darum ist die Wüste auch der Ort, wo sich das Geheimnis Gottes kundtut. Nicht nur Jesus Christus, sondern auch viele große Propheten und Heilige kamen aus der Wüste und haben dort ihren Auftrag empfangen. Aus der jüngsten Zeit ist da zum Beispiel der unlängst selig gesprochene Charles de Foucauld zu nennen. Sie alle haben erfahren, dass sich durch die Härte und die Versuchungen der Wüste hindurch neues Leben eröffnen kann.

Für uns hieße das: In dem Maße, wie wir unsere Wüstensituation annehmen und versuchen, sie zu bestehen, können sich auch uns neue Perspektiven für das eigene Leben und die Zukunft unserer Gemeinden erschließen. Wenn wir den Kreislauf des Jammerns, der Klage und der gegenseitigen Schuldzuweisungen durchbrechen, könnten uns



Begegnung mit Papst Benedikt XVI. am Rand der Internationalen Ministranten-Wallfahrt in Rom im Juli 2006 (1)



Gottesdienst in München zum 40. Jahrestag der „Tilgung der Bannsprüche von 1054 aus dem Gedächtnis der Kirche“ zwischen orthodoxen und katholischen Christen

Im Kreis der deutschen Bischöfe in Fulda (2)



Gespräch mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz Karl Kardinal Lehmann bei der Eröffnung der Ausstellung „Der Kardinal. Albrecht von Brandenburg – Renaissancefürst und Mäzen“ in Halle.



Beim Neujahrsempfang 2006 segnete der Bischof Goldene und Diamantene Ehe-Jubilare aus dem Bistum Magdeburg.



Mit dem Bischof der Kirchenprovinz Sachsen, Axel Noack, und dem Ministerpräsidenten des Landes Wolfgang Böhmer besucht Bischof Gerhard das Kirchendorf beim Sachsen-Anhalt-Tag 2006 in Halle.

Im Beisein der beiden Professoren Regina Radlbeck-Ossmann und Harald Schwillus (v.r.) wird das Institut für katholische Theologie und ihre Didaktik an der Martin-Luther-Universität gesegnet.



Fest- und Dankgottesdienst zum 1200-jährigen Bestehen der Stadt Halle in der Propsteikirche St. Franziskus und St. Elisabeth



Am Ende der Bistumswallfahrt 2005 gab Bischof Gerhard das Startsignal für die neuen Gemeindeverbände im Bistum Magdeburg.



Im Bistum unterwegs



In vielfältigem Kontakt



Bildquelle:  
1 Foto Felici  
2 KNA  
alle weiteren  
bistum magdeburg

die Augen für das aufgehen, was wirklich wichtig ist. Vielleicht entdecken wir dann, wie oft Betriebsamkeit und Geschäftigkeit unser Glaubensleben überlagern. Ist manches bei uns nicht ganz einfach zu oberflächlich geworden – mehr Schein als Sein? Was nützt zum Beispiel die Frage, wie im Gemeindeverbund zukünftig die Gottesdienstzeiten geregelt werden, wenn uns gar nicht so recht bewusst ist, worum es in diesen Feiern zutiefst geht und wem wir da eigentlich begegnen? Was nützen die schönsten Kirchen, wenn darin nur wenig gebetet wird? Was nützen perfekt konzipierte und organisierte Veranstaltungen, wenn sie nicht immer wieder auch in die Tiefe führen – zu den Quellen des Glaubens? Was für einen Sinn haben kirchliche Einrichtungen, wenn ihr christlicher Geist nicht mehr richtig zu spüren ist?

Das sollte uns herausfordern! Fragen, die zum Kern unseres Glaubens und unseres Auftrags führen, sind: Woraus leben wir wirklich? Was ist unsere Hoffnung? Was macht uns zur Gemeinde Jesu Christi? Was unterscheidet uns von einem profanen Verein? Was gibt es bei uns, das andere nicht haben? Oder: Was würde in unserer Stadt, in unserem Dorf fehlen, wenn es uns nicht gäbe? Solche einfachen, aber wesentlichen Fragen führen dann auch zu einfachen und wesentlichen Antworten. Sie können aufleuchten lassen, wie eng und kleinherzig unser Glaube manchmal ist, wie eng und klein wir von Gott denken, aber auch von der Kirche – und damit auch von uns selbst und unseren Talenten und Möglichkeiten.

### Konsequenzen: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“

Und so kommen wir schließlich zu dem Aufruf, den wir am Ende des heutigen Evangeliums gehört haben: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ Zugegeben, dieser Aufruf klingt vielleicht sehr fromm oder mag als moralischer Appell verstanden werden. Doch es lohnt sich, genauer hinzuschauen. Im griechischen Originaltext steht hier nämlich: „Metanoete!“ Das bedeutet: „Ändert eure Einstellung, wandelt euch, denkt um!“ Gemeint ist damit, so könnte man es auch formulieren: „Denkt größer, als ihr bisher dachtet!“

Denkt größer von Gott! Wie viel Unheil ist schon dadurch in die Welt gekommen, dass Menschen ein zu enges Gottesbild vermittelt bekommen oder sich zurechtgelegt haben! Wenn Gott zum Beispiel vor allem der strafende Richter und Rächer ist, dann muss ich mein Leben lang bemühen, es ihm recht zu machen, um der Bestrafung zu entkommen. Oder wenn Gott zum Besitz einer bestimmten

Gruppe oder Religionsgemeinschaft gemacht wird, dann muss ich diejenigen bekämpfen, die anders denken. Wenn Jesus hingegen von Gott gesprochen hat, konnten die Menschen befreit aufatmen. Der Gott Jesu Christi ist reine Güte und Zuwendung. Trotz aller Enttäuschungen schließt er von sich aus – wie wir in der Lesung gehört haben – immer wieder neu einen Bund mit den Menschen. Er lässt uns niemals allein, was auch immer kommen mag. Das kann uns die Angst nehmen, wir kämen, wenn uns jetzt äußere Veränderungen im Bistum abverlangt werden, in irgendeiner Weise zu kurz. „Denkt größer von Gott!“ – so möchte Jesus uns deshalb gerade heute zurufen. Doch auch von der Kirche dürfen wir größer denken! Wie eng war in der Vergangenheit oft unser Kirchenbild; wie eng ist es manchmal auch heute noch! „Außerhalb der Kirche kein Heil!“ so haben wir es gelernt. Falsch verstanden haben Andersgläubige oder gar Ungläubige in einer solchen Vorstellung kaum eine Chance.

Wenn wir Gott größer denken, dann dürfen und sollen wir auch in aller Ruhe und mit großer Berechtigung über unseren Kirchturm hinaus schauen. Und das gilt nicht nur in Bezug auf die anderen Gemeinden im Gemeindeverbund – auch wenn allein das schon eine große Herausforderung ist! Gott hat nicht nur uns Christen – oder gar nur uns Katholiken – im Blick, sondern alle Menschen. Er ist jenseits unserer Kirchenmauern bereits am Werk. Dies gilt es zu entdecken. Davon sollte man sich überraschen lassen. Denn wir sind nicht nur für uns selbst da, für unsere eigenen Gemeinden und auch nicht nur für den Gemeindeverbund, sondern auch und gerade für die anderen. Hier liegt die Wurzel all dessen, was mit dem oft sperrigen und schwierigen Wort von der „missionarischen Kirche“ gemeint ist. Hier gibt es noch vieles zu erfahren und zu erproben; und dies geht sicher quer zu manch tief sitzenden Gewohnheiten.

Und damit hängt ein letztes zusammen: Wenn wir von der Kirche größer denken, heißt das auch, dass wir von der Berufung und dem Auftrag aller Christen größer denken sollen!

Allen – sowohl Laien wie Priestern und Bischof – ist mit auf den Weg gegeben worden, das Evangelium durch Wort und Tat überall, wo wir leben, bekannt zu machen. Das ist weder an ein Amt noch an ein Studium gebunden, sondern zutiefst eine Frage des lebendigen und mündigen Glaubens. Wenn wir Jesus Christus in unserem persönlichen und im gemeindlichen Leben wirklich die größte Bedeutung beimessen, wird uns so viel Kraft und Zuversicht daraus erwachsen, dass dies nicht ohne Wirkung bleibt. Dann wächst eine lebendige Gemeinde aus Menschen, die ihren Glauben miteinander tei-

len und feiern – ob da nun vor Ort ein Priester wohnt oder nicht. Dann werden vielleicht auch andere Menschen neugierig und fangen an, uns nach unserem Glauben und unserer Hoffnung zu fragen.

Liebe Schwestern und Brüder! „Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ Möge diese ermutigende Aufforderung Jesu uns in Bewegung bringen und verändern! Denken wir größer von Gott! Schauen wir über unsere Kirchenmauern hinaus! Erkennen wir unsere Berufung und unseren Auftrag! Haben wir den Mut, uns auf das einzulassen, was Gott uns zutraut!

## Ohne Bekehrung kein Aufbruch

*Predigt zur Chrisam-Messe in Magdeburg am 11. April 2006  
(Joh 13,21-33.36-38)*

### Anstöße

Am Osterfest werden in unserem Bistum etwa fünfzig Erwachsene getauft und weitere zwanzig in die volle Gemeinschaft unserer Kirche aufgenommen. Was hat diese siebzig bewegt, darum zu bitten? Eine ganze Reihe von euch, von Ihnen waren mit dabei, als diese Tauf- und Firmbewerber bei der zentralen Zulassungsfeier vor vier Wochen hier in Magdeburg von den Anstößen und Motiven erzählten, die ihr Leben derart verändert haben. Einiges davon habe ich mir besonders gemerkt.

Für manche – so hatte ich den Eindruck – war der christliche Glaube nicht völlig neu; es gab bereits früher schon Ansätze: eine gläubige Großmutter, die gebetet und ihnen von Gott erzählt hatte, oder sie waren noch getauft, dann aber nicht mehr weiter ins Christentum eingeführt worden. Auffällig war, wie oft Schicksalsschläge und Krisen, Trauer und Schmerz hellhörig gemacht und zum Nachdenken gebracht haben. Gefreut habe ich mich darüber, wie einige erzählten, auf Christen gestoßen zu sein, die auskunftsfähig und überzeugend waren und sind; oder dass Gemeinden ihnen regelrecht entgegengekommen sind, sehr aufgeschlossen waren und ihnen auch weiterhin zur Seite stehen.

Manche dieser Bekehrungsgeschichten waren einfach ganz wunder-

bar, außergewöhnlich, nicht vorherzusehen und nicht zu planen. Unüberhörbar war aber auch, dass der Widerstand der eigenen Familie, von Verwandten oder Freunden gegen eine solche Entscheidung zur Taufe und Aufnahme in die Kirche nach wie vor sehr groß sein kann.

In der Mittagspause sprach mich dann ein junger Mann, durch dessen Adern nicht nur deutsches, sondern auch italienisches Blut fließt, an: Er könne gar nicht verstehen, wieso da heute so viel von Nöten, Erschütterungen und anderen äußeren Umständen die Rede gewesen sei. Wirke Gott nicht vielmehr direkter, persönlicher und positiver? Glücklicherweise fiel mir sofort der Sturz des Paulus vom Pferd ein. Und das verstand er: Gott spricht nicht nur in liebevollen Worten unvermittelt ins Herz; er kann auch jemanden aus der Bahn werfen, um ihn zu bekehren und als Zeugen seiner Erlösung zu gewinnen.

Sich Gott bewusst zuzuwenden, heißt aber auf jeden Fall, sich von anderem zu verabschieden, den alten Menschen abzulegen und mit Gottes Hilfe den nach seinem Bild geschaffenen neuen Menschen anzuziehen. Nur so wird es auch möglich werden, den Geist Christi zu verbreiten und seine Liebe zu bezeugen. Pointiert gesagt: Ohne Bekehrung der Herzen kann es keinen überzeugenden Aufbruch geben! Wenn aber geistlich etwas in Bewegung kommt, bleibt das nicht folgenlos!

### Folgen

In einem ökumenisch-theologischen Arbeitskreis haben wir erst jüngst über Missionsmotive im Laufe der Kirchengeschichte nachgedacht. Und die Erkenntnis: Hinter den meisten Missionsbestrebungen stand am Anfang nicht irgendein programmatischer Beschluss, sondern eine wirkliche Bekehrung, geistliche Erweckung oder tief greifende Reform!

Ob das nun bei den Iroschotten mit ihrem Ideal der Heimatlosigkeit war, oder bei Franziskus, der den „armen Jesus“ entdeckt und ihm einfach besitz- und gewaltlos nachfolgen muss; ob es Dominikus ist, der von der Wahrheit des Evangeliums gepackt nicht anders kann, als gegen die Irrtümer seiner Zeit anzugehen, oder Ignatius von Loyola, der durch Gott lahm gelegt die Möglichkeit zur eigenen Bekehrung bekommt, und der sich aus dieser Erfahrung heraus dann mit all seinen Fähigkeiten und Kräften der Ausbreitung des Reiches Gottes in Diensten des Papstes zur Verfügung stellt. Wir könnten auch unseren Bistumspatron, Norbert von Xanten, nennen, den frommen Wanderprediger und ruhelosen Erneuerer des 12. und 13. Jahrhunderts,

oder Gertrud von Helfta, der erst ihre zweite Bekehrung zur späteren Bedeutung verholfen hat.

Und evangelischerseits sind es die Pietisten und andere Erweckte gewesen, die tief betroffen erstarrte Verhältnisse wieder in Bewegung gebracht haben und zu tatkräftigen Reformern und eindrucksvollen Missionaren geworden sind.

Keine Frage: Wir leben heute in einem anderen Kontext, haben die Aufklärung hinter uns und buchstabieren gerade den Begriff „Post-moderne“. Und doch glaube ich, dass immer noch gilt: „Nur wer brennt, entflammt auch andere!“ Nur Bekehrte, Erleuchtete, Überzeugte, Erweckte und Begeisterte können wirklich etwas bewegen. In diesem Sinn bedeutet, aufzubrechen und den christlichen Glauben zu bezeugen, nicht: ein Programm umzusetzen und einen Plan zu erfüllen, sondern sich zunächst erst einmal intensiver auf Christus zuzubewegen, sich von ihm ergreifen und neu begeistern zu lassen – und alles andere ist dann die Folge einer solchen zündenden Begegnung und tiefen Erfahrung. Wirkliche Fortschritte sind nicht ohne Umkehr der Herzen möglich. Wo aber tatsächlich Bekehrung erfolgt, strahlt das auch unweigerlich aus und bewirkt etwas, was wir nicht im Griff haben und auch nicht immer wahrnehmen.

## Not

Hier aber setzt unsere Not an. Eine wirkliche Bekehrungswelle kann ich momentan bei uns nicht ausmachen. Und eine solche kann man auch nicht selbst in Gang setzen, wie eine „La ola“ vielleicht, eine „Begeisterungswelle“ im Stadion. Der Ruck, der durch unsere Reihen, ja durch unsere ganze Gesellschaft gehen müsste, kann nicht angeordnet werden. Sollen wir also die Hände in den Schoß legen, unser Schicksal beklagen und darauf warten, dass irgendwann einmal irgendetwas passiert?

Zweifellos ist es die Gnade Gottes, die all unserem Tun zuvorkommt. Jesus Christus ist es letztlich, der wen und wann er will, in seine Nachfolge ruft. Zu denen aber, die gerufen wurden, gehören wir. So haben wir uns mindestens selbst zu fragen, wie es denn mit uns aussieht.

So etwas wie eine erste Bekehrung haben wir alle ja vermutlich hinter uns. Sie müsste mit unserer Berufung und Entscheidung für den Dienst als Priester und Diakon oder für einen anderen kirchlichen Auftrag zusammenhängen. Wie sieht es aber jetzt mit uns aus? Fühlt sich mancher nicht vielleicht in jener Spannung, die in der Entgegnung Jesu an Petrus am Ende des heutigen Evangeliums zum Ausdruck

kommt: „Du willst für mich deine Leben hingeben? Amen, amen, das sage ich dir: Noch bevor der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.“

Wir haben es ernst gemeint, unser Leben eingesetzt, und stehen dazu. Aber sind wir im Laufe der Zeit nicht auch müde geworden, haben edle Ideale gegen alltägliche Bedürfnisse eingetauscht, den Anfangsmut verloren und manche Hoffnung begraben? Vielleicht fühlen wir uns und einige, mit denen wir zu tun haben, gelegentlich sogar wie abgestorben! Lazarus tritt da vor Augen, dessen im byzantinischen Ritus am Samstag vor der Heiligen Woche besonders gedacht wird: Er ist schon drei Tage tot, er riecht schon, er ist schon in Verwesung übergegangen. Da stinkt einiges zum Himmel. Haben wir einen solchen Geruch nicht manchmal auch in der Nase? Das erstaunliche aber ist: Selbst das kann Jesus beheben; trotz solcher Ausweglosigkeit vermag er Lazarus wieder ins Leben zu rufen. Und so ist der Lazarus-Samstag in den östlichen Kirchen schon ein kleines Fest der Auferstehung, ein Vorgeschmack auf Ostern.

Sich diesem Vermögen Jesu, zum Leben zu erwecken, auszusetzen und darauf zu vertrauen, könnte für uns selbst – im wahrsten Sinne des Wortes – wieder bewegend werden: aus Verkrampfung, Angst und Resignation herausreißen, mit neuem Mut und neuer Zuversicht erfüllen und dazu drängen, absichtslos und zweckfrei Gottes Liebe den Menschen weiterzugeben. Für manche können Exerzitien heilsam sein, andere werden durch Krankheiten erschüttert oder müssen durch Ortswechsel ihr Leben neu orientieren. Es gibt so viele Möglichkeiten, wo uns Spiegel vorgehalten, wir auf Glaubwürdigkeit getestet und zu kleinen oder großen Entscheidungen herausgefordert werden.

„Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler“; so steht Jes 40,31 in Lutherdeutsch im Giebelfeld des Hauptgebäudes der Franckeschen Stiftungen zu Halle geschrieben. Diesen Impulsvers der pietistischen Erneuerung habe ich vier Jahre lang zu DDR-Zeiten an jedem Schulmorgen lesen können. Vielleicht kann er auch uns zu neuem Leben anregen: umzukehren, ganz Gott zu vertrauen, sich von seiner Liebe erfüllen zu lassen – und dadurch gestärkt mit neuer Kraft dann aufzubrechen und davon zu künden. „Herr“ – so beten wir sicher oft – „lass viele Menschen von deiner Botschaft ergriffen werden, hilf ihnen zu lebendigem Glauben, bewege unsere Gemeinden zum Aufbruch, löse sie aus Erstarrung und Selbstgefälligkeit, verändere die Welt!“. Wir sollten aber auch hinzufügen: „Und fange bei mir an!“

# Christus verbindet

*Predigt zur Bistumswallfahrt im Kloster Huysburg*

*am 3. September 2006*

*(Dtn 4,1-2.6-8; Mk 7,1-8.14-15.21-23)*

Aus der Weisheit des Mittelalters ist folgende Erzählung überliefert: Der Abt eines Klosters wurde einmal gefragt: „Wie ist es möglich, dass die Brüder trotz ihrer verschiedenen Herkunft, Veranlagung und Bildung eine Einheit darstellen?“ Und der Abt antwortete: „Stellt euch ein Rad vor. Da sind Felge, Speichen und Nabe. Die Felge ist der umfassende Rahmen. Von diesem Rand des Rades aber laufen die Speichen in der Mitte zusammen und werden von der Nabe gehalten. Die Speichen – das sind wir selbst, die Einzelnen der Gemeinschaft. Die Nabe ist Jesus Christus. Er hält alles zusammen.“

## Zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Christus verbindet. Dieses Motto unserer Wallfahrt gehört zur Grundlage unserer kirchlichen Gemeinschaft, zur Grundlage unseres Glaubens. Ohne Christus als unserer Mitte fallen wir sozusagen auseinander, haben wir keinen Halt und keine Orientierung.

Christus verbindet. Das klingt einleuchtend. Das wird – wie die Heilige Schrift sagt (vgl. 1 Kor 12,13; Gal 3,28) – durch Glauben und Taufe grundgelegt, das ist etwas, was wir immer wieder feiern. Doch wie sieht es in der Realität aus?

Da versuchen Familien nach Kräften, gut miteinander zu leben. Und dennoch gibt es immer wieder Streit, der so tief gehen kann, dass manche Beziehungen zerbrechen. Da fehlen vielen Menschen ganz einfach Wille und Kraft, sich wirklich auf die Eigenarten und Nöte der anderen einzulassen. Da gibt es Konflikte zwischen verschiedenen Personen oder Gruppen in einer Gemeinde, die sich in ihrer jeweiligen Position so festgebissen haben, dass kein Gespräch mehr möglich scheint. Da kann es im Zusammenschluss von Gemeinden zu Gemeindeverbänden gegenseitige Vorurteile und Ängste geben, die so tief sitzen, dass der Weg zueinander erschwert oder blockiert ist. Da kommt es in der Ökumene bei allem guten Willen der Beteiligten auch immer wieder zu Stillstand und Krisen.

Christus verbindet. Bleibt das nicht eine fromme Behauptung, et-

was, was zwar wünschenswert, hilfreich und schön wäre, aber nicht so richtig greift und letztlich an unserer menschlichen Schwäche scheitert? Im Bild des Rades gesprochen: Werden unsere Verbindungen zueinander nicht oftmals deshalb instabiler, weil wir uns zu sehr an der Felge orientieren? Die Felge scheint die Speichen zwar zusammen zu halten, sie bleibt aber etwas Äußeres und bildet nur den Rahmen. Ohne die Nabe driften die Speichen auseinander. Oder anders gesagt: ohne eine verbindende Mitte gibt es keine wirkliche Gemeinschaft. Wer sich zu sehr an der Felge ausrichtet und den Zentrifugalkräften überlässt, gerät leicht in Gefahr, abzudriften und sich zu verlieren. In der Sprache unseres Glaubens ausgedrückt: Es gibt Kräfte und Mächte, die uns vom Eigentlichen abbringen wollen und unser Leben gefährden. Das heutige Evangelium nennt da sehr deutlich die Versuchung, nicht auf den Geist zu setzen, der lebendig macht, sondern sich vom Äußeren bestimmen zu lassen, von menschlichen Vorschriften und starren Konventionen. In der Tat, unser Leben ist von vielen Äußerlichkeiten geprägt. Oftmals scheinen wir ziemlich festgelegt zu sein und nicht über unseren Schatten springen zu können.

## Zwischen Vereinzelung und Gemeinschaft

Das zeigt sich auch und gerade da, wo es um unser menschliches Miteinander geht. Einerseits ist es für die Entwicklung eines jeden Menschen notwendig und wichtig, sich abzunabeln, selbstständig zu werden, „Ich“ sagen zu lernen. Es ist wichtig, sich von anderen zu unterscheiden, eine eigene Meinung zu vertreten und für etwas ganz persönlich einzustehen. Andererseits kann dieser Prozess auch ins Extrem getrieben werden und Menschen einander entfremden. Im Bild des Rades gesprochen: Je mehr sich jemand als eigene Speiche versteht und von der Felge her bestimmen lässt, umso größer ist die Gefahr, sich immer mehr von den anderen zu entfernen und in Isolation und Einsamkeit zu geraten. Der Blick für die Mitmenschen kann verloren gehen, und oftmals bleiben Solidarität und Verantwortung füreinander auf der Strecke. Wenn so etwas wie eine Erosion oder Atomisierung der Gesellschaft zunimmt, ist unser Zusammenleben ernsthaft in Gefahr. Um leben und überleben zu können, braucht jede und jeder Einzelne unbedingt auch Gemeinschaft. Wir wollen irgendwo selbstverständlich dazugehören und beheimatet sein. Das ist zunächst einmal ganz natürlich durch unsere Familien vorgegeben, durch die Sippe oder das Volk, dem wir angehören. Wir fühlen uns verbunden durch eine gemeinsame Sprache, durch unsere Religion,

durch das Milieu, in dem wir aufgewachsen sind und leben. Auch die Bildung, die Arbeit, gemeinsame Wertvorstellungen und Ziele können Menschen miteinander verbinden. Andererseits – und das ist die Kehrseite – sind solche Beheimatungen oft auch der Grund, von anderen mehr oder weniger getrennt zu sein, denn Gegensätze, Vorurteile und Mauern gibt es nicht nur zwischen Einzelnen, sondern oftmals noch viel stärker zwischen Gruppen und Gruppierungen. Kollektivismus und Vermassung sind genauso bedenklich wie überzogener Individualismus und Subjektivismus. Auch Christen können zu Cliquen, Clubs oder Sekten werden, Gegensätze noch verschärfen und ihre Berufung und Sendung für die Welt vergessen.

Wie schnell bilden sich in einer Gemeinde manchmal Gruppen heraus, die sich selbst genügen und niemanden dazukommen lassen! Wie schwer können es Menschen haben, die zugezogen sind – wie lange kann es dauern, bis jemand offen auf sie zugeht und sich wirklich für sie interessiert! Und wenn Gemeinden zur Zeit auf dem Weg sind, sich über den eigenen Kirchturm hinaus auf die Nachbargemeinden hin zu bewegen, können sie immer wieder mal „ihr blaues Wunder erleben“ und bei sich selbst entdecken, wie tief doch so manche Vorstellung und so manches Klischee über „die anderen“ sitzt. Und interessanterweise habe ich schon einige ganz überrascht sagen hören: „Als wir dann im neuen Gemeindeverbundsrat miteinander mal ein Bier getrunken haben, haben wir gemerkt, dass die anderen ja gar nicht so schlimm sind! Dass es ihnen ja auch nicht anders geht als uns!“

### Zwischen Gesetz und Geist

Und schließlich erleben wir gerade auch in unserem Miteinander die Gefahr, die Jesus im heutigen Evangelium anprangert: dass wir uns an Äußerlichkeiten festkrallen und äußerst fragwürdig um Formen, Bräuche und Riten streiten. Keine Frage: Es gibt göttliche Gebote und Normen, denen nichts hinzugefügt und von denen nichts hinweggenommen werden darf. Das sind verlässliche und bewunderungswürdige Grundlagen und Leitlinien für uns alle. Diese gilt es, in jeder Zeit immer wieder neu verständlich zu machen, zu achten und zu verteidigen. Sie zu verwerfen, kann uns Menschen nicht gut tun. Daneben gibt es aber auch sehr irdische und wandelbare Gewohnheiten, Festlegungen oder Vorschriften. Wie viel fruchtlose Auseinandersetzung kann es zwischen Alt und Jung, zwischen einzelnen Gemeindeguppen, im Pfarrgemeinderat oder im Team des neuen

Gemeindeverbunds geben, wenn jede Seite darauf beharrt, dass man die Dinge genau so und nicht anders machen müsse: entweder, weil es immer schon so war, oder, weil es jetzt eben um jeden Preis neu werden müsse, oder, weil es eben so Vorschrift sei. Solche Fixierungen – so will Jesus uns sagen – führen nicht zum Leben. Sie trennen uns Menschen voneinander. Sie machen eng, hartherzig und letztlich auch unglücklich. Der große Theologe Karl Rahner hat schon Anfang der 70er Jahre beklagt: „In der Öffentlichkeit der Kirche herrschen in einem erschreckenden Maße auch heute noch (bei allem guten Willen, der nicht bestritten werden soll) Ritualismus, Legalismus, Administration und ein sich allmählich selber langweilig werdendes und resignierendes Weiterfahren auf den üblichen Gleisen einer spirituellen Mittelmäßigkeit.“

Liebe Schwestern und Brüder, Christus verbindet. Was heißt das für uns angesichts der Gefahr, sich Kräften hinzugeben, die uns auf das Äußere, auf die „Felgen des Rades“ hin festlegen? Wie ist geistliche Erneuerung möglich?

Nicht aus eigener menschlicher Kraft können wir das schaffen. Doch dies ist auch gar nicht nötig, denn Christus ist längst da, mitten unter uns. Er ist es, der uns wie ein Magnet anziehen will. Er wirkt unter uns wie eine Zentripetalkraft, die uns den Kräften des Äußeren, den Kräften der Trennung, des Bösen und des Todes entreißen will. Durch die Taufe sind wir unwiderruflich hinein genommen in diese Anziehungskraft Jesu Christi. Das heißt nicht, aufgesogen, gefesselt oder versklavt zu werden. Es ist vielmehr ein Angebot seiner Gnade. Als Einzelne und als Gemeinschaft sind wir hinein genommen in eine Bewegung, die uns selbst und unsere Welt umwandeln will in Gottes gute Herrschaft. Grenzen werden überwunden, Beziehungen geknüpft und der Horizont geweitet. Das ist keine vertröstende Zukunftsmusik. Nein – es hat schon begonnen, es ist schon am Wirken. Immer wieder können wir es erfahren oder erahnen, wenn wir zum Beispiel innehalten und uns fragen, was in unserem Tun wirklich wichtig ist – auch und gerade als Gemeinde; wenn wir unsere Gewohnheiten, unsere Verhaltensweisen und unsere Vorurteile einmal kritisch hinterfragen; oder wenn wir uns aus Bequemlichkeit und Trägheit zu Neuem herausfordern lassen.

Vor allem können wir es in der Feier der Eucharistie erfahren, in der Christus uns allen ganz nahe ist. Von ihm dürfen wir uns nähren und stärken lassen. In dem Maße, in dem wir unser Herz dafür öffnen, kann sich ein neuer Geist unter uns ausbreiten und uns beflügeln, kom-

men wir der Mitte unserer menschlichen Gemeinschaft immer näher. Und je mehr sich die Speichen eines Rades der Nabe nähern, desto mehr kommen sie auch selbst zusammen. Lasst uns auf diese Weise geistvoll miteinander und füreinander leben und damit auch möglichst vielen bezeugen, dass Gott tatsächlich in unserer Welt am Werk ist, um sein Reich der Liebe aufzubauen.

## In persönlicher Nachfolge

## „Komm, sag es ihnen weiter!“

Predigt zur Eröffnung der bundesweiten Diaspora-Aktion des  
Bonifatiuswerkes in Magdeburg am 6. November 2005  
(1 Petr 1, 3-9; Joh 1, 35-42)

„Lautlos naht der Kirche eine Grundgefahr: die Gefahr einer Zeit, einer Welt, in der Gott nicht mehr gelehnt, nicht mehr verfolgt, sondern ausgeschlossen, in der er undenkbar sein wird; einer Welt, in der wir seinen Namen herausschreien möchten, es aber nicht können, weil uns kein Platz bleibt, um unseren Füße hinzustellen.“ Diese Sätze stammen von Madeleine Debrêl, einer französischen Glaubenszeugin des 20. Jahrhunderts. Empfinden wir Katholiken hier in dieser Region das nicht ähnlich? Längst ist die Diaspora, die Zerstreuung, in der wir leben, nicht mehr nur konfessionell bedingt. Zunehmend finden wir uns zusammen mit den anderen Christen in einer Umwelt vor, in der es kaum noch Anknüpfungspunkte für den Glauben gibt. Erfahren nicht viele Gläubige, wie sie selbst in der eigenen Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz immer mehr zu Außenseitern werden?

Solche Situationen sind nicht ohne Gefahren. Wie schnell können auch Christen sich der Umgebung anpassen und ihre Identität aufgeben! Wer hat schon den Willen und die Kraft, lange gegen den Strom zu schwimmen? Andere wiederum fallen ins gegenteilige Extrem: verhärten in ihrer Position und ziehen sich wie in ein Ghetto zurück.

Diasporasituationen haben aber auch ihre Chancen. Herausgefordert durch die Andersdenkenden und die Fragen der eigenen Kinder und Enkel kann der Glaube sich bewähren und reifen. Ebenso könnte eine Grunddimension unseres Glaubens, die in volkswirtschaftlichen Verhältnissen oftmals nicht mehr im Blick ist, wieder neu aufleuchten: dass wir alle – ob Bischof, Priester oder Laien – einen gemeinsamen Auftrag haben, nämlich Zeugnis zu geben von der Hoffnung, die uns erfüllt. (1 Petr 3,15).

Genau dies möchte auch die diesjährige Diaspora-Aktion in Erinnerung rufen und verstärken: „Komm, sag es ihnen weiter!“ „Ihnen“ - damit sind in diesem Fall vor allem junge Menschen im Norden und Osten Deutschlands, in Skandinavien und im Baltikum gemeint.

Doch was verbindet sich mit dem Wörtchen „es“? Was sollen wir weitersagen? Und wie sollen wir es tun? Die Berufung der ersten Jünger, von der wir heute im Evangelium gehört haben, könnte uns

dabei einen Weg weisen. Johannes der Täufer, so heißt es, richtet zunächst seinen Blick auf Jesus und verweist dann die Jünger mit einem ganz kurzen Bekenntnis auf ihn. Und als diese sich – sozusagen „auf Verdacht“ – darauf einlassen, Jesus folgen und der das bemerkt, ist seine erste Reaktion, sie zu fragen: „Was wollt ihr?“ Man könnte auch übersetzen: „Was sucht ihr?“ Und auf die Gegenfrage der Jünger: „Wo wohnst du?“, antwortet Jesus mit der schlichten Einladung: „Kommt und seht!“ Wenige Fragen und Antworten und eine ganz einfache menschliche Einladung: das ist die Weise, wie Jesus missionarisch handelt.

„Was wollt ihr?“, sind die ersten drei Worte, die Jesus im Johannesevangelium spricht. Das kann uns nachdenklich machen: Haben wir nicht oft schon Sätze und Antworten parat, bevor wir überhaupt wissen, was andere Menschen wirklich suchen und fragen?

Welche Gedanken machen sich zum Beispiel junge Leute, die das Land Sachsen-Anhalt verlassen und in andere Bundesländer gehen? Wonach dürsten Kinder Jugendliche und Erwachsene, die fieberhaft auf das Erscheinen des sechsten Bandes von Harry Potter gewartet haben? Was bewegt Menschen, die keine enge Beziehung zum Christentum haben, aber nach Katastrophen oder Gewalttaten in Kirchen strömen?

„Was wollt ihr?“ – diese Frage Jesu kann dazu herausfordern, uns tatsächlich auf die Augenhöhe derer zu begeben, denen wir etwas weitersagen sollen. Das heißt, erst einmal hinzuhören, ohne gleich auf alles eine fertige Antwort zu haben.

Und dann dürfen wir uns auch durch den zweiten Satz anregen lassen, den Jesus spricht: „Kommt und seht!“ Jesus lädt die beiden suchenden Jünger ein, an seinem Leben teilzuhaben. In dieser Beziehung können sie erfahren, wie sehr sich das, was er sagt und lehrt, auch in seinem alltäglichen Leben widerspiegelt. Sehnen sich nicht viele nach Orten, wo sie sich zu Hause fühlen, nach Menschen, die Glaubwürdigkeit ausstrahlen und Geborgenheit vermitteln?

Wenn es im Leitbild unseres Bistums heißt, dass wir „einladend, offen und dialogbereit“ in die Zukunft gehen wollen, könnte dann nicht auch genau dies gemeint sein: suchenden Menschen eine Heimat zu geben – und damit auch Orientierung im Gewirr der vielen Stimmen und Angebote? Eine Heimat, die nicht vereinnahmt, die gerade junge Menschen auch immer wieder freilässt – die aber klar und eindeutig etwas ganz Kostbares anzubieten hat? Könnte es dann nicht sein, dass solche Menschen, die bei uns auf einen solchen wertvollen Schatz

stoßen, wie der Jünger Andreas in Folge auch ihre Verwandten und Freunde mitbringen, um ihnen zu zeigen, was und wen sie gefunden haben?

Liebe Schwestern und Brüder, was sollen wir also weitersagen und wie? Zunächst einmal dürfen wir davon ausgehen, dass die Botschaft, die uns anvertraut ist, mit den tiefsten Fragen und Sehnsüchten der Menschen zu tun hat. Auch wir selbst sind angefragt: „Was suchst du? Woraus lebst du? Worin besteht dein letzter Halt?“ Von Interesse ist unser ganz persönlicher Glaube, unsere ganz persönliche Hoffnung. Mag unsere Antwort manchmal vielleicht auch nur stammelnd ausfallen - wenn sie aus dem Herzen kommt, wird sie nicht wirkungslos verhallen.

Und in all dem wird es darauf ankommen, dass suchende Menschen bei uns auch etwas sehen können: wie wir leben, wie wir handeln, wie wir feiern – wie Glaube und Leben also zusammen gehören. Oft ist es nämlich so, dass weniger darauf geachtet wird, was wir sagen, als darauf, wie wir leben.

Mag es uns manchmal schmerzen und verunsichern, dass wir eine so kleine Schar sind und die christliche Botschaft in unserem Umfeld anscheinend nur wenige erreicht, „Gottes Macht“ - so wird uns durch den ersten Petrusbrief in Erinnerung gerufen - „behütet euch durch den Glauben, damit ihr das Heil erlangt, das am Ende der Zeit offenbart werden soll. Deshalb seid ... voll Freude, obwohl ihr jetzt vielleicht kurze Zeit unter mancherlei Prüfungen leiden müsst. Dadurch soll sich euer Glaube bewähren, und es wird sich zeigen, dass er wertvoller ist als Gold.“ (1 Petr 1, 5-7) Lasst uns aus dieser Zuversicht leben und vielen davon menschenfreundlich und glaubwürdig künden!

## Wettkampf und Fairness

*Predigt zur Jugendwallfahrt im Kloster Huysburg*

*am 9. Juni 2006*

*(1 Kor 9, 24-27; Lk 6, 37-42)*

### Leben - ein Kampf?

Was ist das Leben? Lauter Freude und Sonnenschein oder nichts als Mühe und Arbeit? Ein Streben nach oben oder ein Sich-Beugen unter eine höhere Macht? Vielleicht auch beides zugleich: ein ständiges Suchen nach Glück und eine Kette von Enttäuschungen? Wir erfahren es sehr unterschiedlich: Manche sind des Lebens müde, satt und überdrüssig (vielleicht ekelt es sie sogar an), andere können vom Leben nicht genug bekommen. Es gibt Menschen, die nehmen alles gleichgültig hin, ertragen es leidenschaftslos oder klinken sich aus – haben „Null-Bock auf nichts“. Dann gibt es auch solche, die haben nur sich im Blick und meinen, das Leben sei nur Spiel und Spaß; ihr einziges Interesse besteht darin, sich – wie es heißt – auszuleben, und das durchaus auch auf Kosten der anderen. Ist das das Leben?

Paulus sieht sich in der Rolle eines Wettkämpfers (1 Kor 9,24-27). Es geht um Sieg oder Niederlage, und dafür lohnt es, sich anzustrengen. Jeder Sportler, der gewinnen will, kommt nicht ohne Verzicht und Training aus. „Veredelung setzt, wie in der Natur, einen Einschnitt voraus.“ (E. R. Hanuschka) Wer Großes erreichen will, kann nicht auch alles andere haben. So heißt es auch in einem Kirchenlied von 1668: „Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron des ewigen Lebens nicht davon!“ Ist das Leben also ein Kampf? Vielleicht jeder gegen jeden, wie es auch heißt: „Der Mensch ist des Menschen Wolf.“?

### Dem Fußballspiel vergleichbar?

In diesen Wochen beschäftigt viele die Fußballweltmeisterschaft. Es wäre zwar an den Haaren herbeigezogen, zu sagen: Unser Leben sei ein Fußballspiel, aber doch gibt es einige ganz gute Vergleichspunkte.

Zunächst einmal steht hinter dem Spiel eine Idee, ein Konzept, ein Sinn, und alle Spieler bewegen sich in diesem großen Zusammenhang. Jeder einzelne ist wichtig, aber nur gemeinsam in der Mannschaft, wenn sich einer auf den anderen verlassen kann, hat man eine Chance, das Spiel würdig zu bestehen. Es gibt Regeln, an die man sich zu halten hat. Ohne diese würde es chaotisch zugehen. Das Ziel

ist klar: zu siegen oder wenigstens so gut wie möglich abzuschneiden. Die konkreten Bedingungen können sehr unterschiedlich sein: das Wetter, die Bodenverhältnisse, die Stimmung, Heimvorteil oder nicht. Und auch die Strategien, um im Rahmen der Regeln den Sieg zu erlangen, variieren: Manchmal wird gestürmt, manchmal aber auch auf Verteidigung gesetzt. Und dann gibt es Hindernisse zu überwinden: die gegnerischen Spieler, die eigene Schwäche.

Ist es im wirklichen Leben nicht ähnlich? Da gibt es die Einzelnen und die Gemeinschaft, da gibt es ein Konzept und ein Ziel, da gibt es Regeln, Bedingungen und Strategien, und da gibt es Hindernisse. Und dasselbe gilt auch für unser Christsein.

### Ratschläge

Was könnte dass für uns bedeuten? Wozu könnte uns die spielerische Wirklichkeit des Fußballs anregen oder herausfordern?

Nur wer mitspielt, hat die Chance zu gewinnen. Es gibt zwar auch Zuschauer und Fans, das eigentliche Geschehen spielt sich aber auf dem Fußballfeld ab. Mitmachen ist das wirkliche Leben, auch als Christ, sich mit all seinen Fähigkeiten einzubringen und alles auf eine Karte zu setzen.

Entscheidend ist auch eine kritische Selbsteinschätzung und die Bereitschaft, sich zu bessern und an sich zu arbeiten. Wer ist schon perfekt? Wer hält jedes Tor, verwandelt jeden Freistoß? Wer macht keine Fehler oder verletzt nicht manchmal die Regeln des menschlichen Zusammenlebens oder die Gebote Gottes mit Fouls und Tricks? Wer wird nicht auch manchmal schuldig?

Neulich habe ich einen einmal sagen gehört: „Wir leben in einer bösen Welt voller guter Menschen.“ Der Unschuldskomplex hat bereits die ganze Gesellschaft erfasst. Schuldig sind immer die anderen. So entsteht Lebenslüge auf Lebenslüge. „Warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht?“ Da ist es überzeugender, zu seinem Versagen zu stehen, um Vergebung zu bitten und neu anzufangen.

Von enormer Bedeutung ist der Mannschafts- oder Teamgeist. Gewinnen kann ich nicht allein; es braucht das Zusammenspiel aller mit ihren Fähigkeiten und Begabungen. Der Einzelne und die Mannschaft müssen vollen Einsatz bringen. Alle müssen einbezogen werden, sich gegenseitig aufbauen und unterstützen. Nur so bleibt auch Kirche lebendig und überzeugend.

Das Leben gewinnen wird man auch nicht, wenn man sich verschanzt und lediglich das Tor abriegelt. Man muss sich schon über die Mittellinie hinauswagen und ins gegnerische Lager gehen, gewissermaßen Grenzen überwinden. So ist es als Kirche auch unser Auftrag, „den Ball des Evangeliums ins Tor der Nichtgläubigen zu bringen“. Das erfordert Mut und Ausdauer.

Das bedeutet aber auch, fair zu bleiben, sich an die allgemeinen Spielregeln zu halten, die anderen zu achten und sie nicht verbissen zu bekämpfen.

Und ein Letztes. Nach jedem Spiel – egal wie es ausgeht – geht das Leben weiter. Das erhoffen wir auch, wenn unsere Lebenszeit einmal abläuft und Gott gewissermaßen den Schlusspfiff ertönen lässt.

## Mit Zuversicht zwischen Abschied und Verheißung

Predigt zur Ordenswallfahrt im Kloster Huysburg  
am 31. Mai 2006  
(Apg 20, 28-38; Joh 17, 6a; 11b-19)

### Abschiedsreden

Wenn man die heutigen Texte von Lesung und Evangelium hört, könnte man richtig wehmütig werden. Der Apostel Paulus verabschiedet sich von den Verantwortlichen der Gemeinde in Ephesus; Jesus verabschiedet sich von den Seinen, um nun seinen Weg zum Vater zu gehen – einen Weg, der durch den Tod hindurch führt. Zwei Abschiede, die auch etwas Endgültiges, Unwiderrufliches haben. Trauer kommt auf und ohnmächtiger Schmerz: „Alle brachen in lautes Weinen aus“, heißt es in der Apostelgeschichte. Und den Jüngern wird es ähnlich zumute gewesen sein. Wie sollen sie ohne Jesus ihren Weg weiter gehen können? Wie soll die junge Gemeinde von Ephesus Bestand haben ohne den, der sie aufgebaut hat? Hat das alles überhaupt Zukunft?

Diese Frage ist höchst aktuell. Immer wieder erreichen mich Briefe aus Gemeinden, die einen ähnlichen Grundton vermitteln: Wie soll

das weitergehen, wenn unser Pfarrer jetzt nicht mehr da sein wird, wenn es immer weniger Kinder gibt? Werden wir nicht angesichts der Veränderungen, die auf uns zukommen, untergehen? Bewahren Sie uns vor Magengeschwüren und Herzinfarkten!

Wie soll das weitergehen? In der Tat, ein Blick auf die Realität unserer Kirche, unserer Gemeinden, ist ernüchternd. Vieles, womit Sie und wir alle in den Gemeinden groß geworden sind, scheint der jüngeren Generation nicht mehr das zu bedeuten, was es uns bedeutet hat. Die Zahl der Gottesdienstbesucher an einem ganz normalen Sonntag – und deren Altersdurchschnitt – kann uns beunruhigen. Wir leiden weniger an einem Priesterangel als an einem Mangel an Gläubigen. Wie soll das weitergehen? Wie kann der Glaube auch in Zukunft hier im Bistum gelebt werden? Wie können wir unseren Auftrag als Christen in dieser Welt auch in Zukunft wahrnehmen, wenn wir immer weniger werden?

Solche Fragen stellen sich für Sie als Ordensleute ganz genauso – ja in mancher Hinsicht sogar noch deutlicher. Denn die Frage nach dem Nachwuchs ist für viele Orden eine ganz existentielle geworden. Wie kann der spezifische Auftrag eines Ordens weiterhin gelebt werden, wenn die Gemeinschaft überaltert ist und wenig Nachwuchs hat? Welche Veränderungen sind notwendig, damit es – ohne das eigene Profil aufzugeben – einen Weg in die Zukunft gibt? Wie kann ein Aufbruch gewagt werden? Oder wann steht eine Ordensgemeinschaft an dem Punkt zu sagen, dass sie ihren Frieden damit machen sollte, dass ihr bisheriger Auftrag vielleicht tatsächlich an ein Ende gekommen ist?

Wie soll das also weitergehen? Haben wir noch eine Zukunft? Haben die Orden eine Zukunft in dieser Welt – und wie sieht der Weg dahin aus?

### Der Vergänglichkeit unterworfen

Die Schriftworte des heutigen Tages beschönigen zunächst einmal nichts. Weder bei Paulus noch im Johannesevangelium gibt es eine vorschnelle Vertröstung. Im Gegenteil, in beiden Texten geht es darum, die Realität erst einmal anzunehmen, den Schmerz und die Sorge an sich heran zu lassen. Es geht um einen Abschied, der herb ist, einen Abschied, der die Menschen auf sich selbst stellt und ihnen zumutet, sich in der Welt zu bewähren.

Und diese Welt – so hören wir es ja immer wieder gerade im Johannesevangelium und in den Paulusbriefen – hat viele Gesichter.

Eines davon ist die Vergänglichkeit. „Die Gestalt dieser Welt vergeht“, mahnt der Apostel Paulus (1 Kor 7, 31). Auch die Kirche – und damit auch die Ordensgemeinschaften – sind in diese Vergänglichkeit einbezogen. Diese Erkenntnis ist ja im Zweiten Vatikanischen Konzil wieder neu formuliert worden: Die pilgernde Kirche „trägt in ihren Sakramenten und Einrichtungen, die noch zu dieser Weltzeit gehören, die Gestalt dieser Welt, die vergeht, und zählt so selbst zu der Schöpfung, die bis jetzt noch seufzt und in Wehen liegt und die Offenbarung der Kinder Gottes erwartet“ (LG 48).

Die Kirche ist also nicht identisch mit dem Reich Gottes, aber sie steht in dessen Dienst; sie lebt aus dem neuen Leben, das in der Aufweckung Jesu seinen Anfang genommen hat – und sie bezeugt und vermittelt dieses Leben. Aber dies geschieht immer in einer Gestalt, die vorläufig, verborgen und auch gebrochen sein kann. Das heißt, in jeder Zeit ist danach zu fragen, ob der Kirche – und damit auch den Orden – Formen, Strukturen und Verhaltensweisen geschichtlich zugewachsen sind, die zu ihrer Zeit notwendig und zukunftsweisend waren, die aber unter anderen Bedingungen eher hinderlich sind. Das Gewordene darf nicht um jeden Preis festgehalten werden – und es darf nicht verherrlicht werden.

„Die Gestalt dieser Welt vergeht“. Darin liegt eine bleibende Herausforderung an uns alle. Für Sie als Ordensleute kann es besonders schmerzhaft und verunsichernd sein, angesichts der rasanten Veränderungen, in denen wir uns befinden, nach dem eigenen Auftrag zu fragen und zu überprüfen, in welcher Form er heute verwirklicht werden soll und kann.

### Unterwegs mit einer Verheißung

Doch diese schmerzhafteste Anfrage ist noch nicht alles. Sie ist vor allem nicht das letzte Wort, das Jesus den Seinen hinterlässt. Er mutet ihnen – und damit uns – zwar zu, sich dieser vergänglichen Welt auszusetzen, sie sozusagen am eigenen Leib zu erleiden; aber er stiftet auch einen Keim des neuen Lebens in uns hinein, einen Keim von unvergänglichem Leben. Wir sind nicht nur vergänglich, wir tragen auch die neue Schöpfung in uns. Diese Zusage gipfelt darin, dass wir von Jesus in diese Welt hinein gesandt werden, immer neu. Das heißt: Mögen sich auch die äußeren Formen und Strukturen unseres kirchlichen Lebens verändern, mag auch noch so viel zusammenbrechen und scheinbar untergehen, Jesus selbst sorgt dafür, dass sein Auftrag weitergeht. Er sorgt dafür, dass es Menschen gibt, die sein Wort hö-

ren; er sorgt dafür, dass es Berufungen verschiedenster Art gibt, und – so dürfen wir sogar sagen – er sorgt dafür, dass es die Berufungen geben wird, die die heutige Zeit braucht. Das kann uns entlasten, das kann uns eine große – und zugleich nüchterne – Gelassenheit schenken.

Ein Blick in die Geschichte der Kirche zeigt, dass wir Grund dazu haben. Als Rom im Jahre 410 von den Vandalen erobert wurde, meinten damals viele Christen, mit dem Untergang Roms sei auch der Untergang der Kirche besiegelt. Oder als vor mehr als hundert Jahren der Kirchenstaat verloren ging, hatten viele die Sorge, dass damit auch das Papsttum endgültig verloren sei. Beides ist nicht eingetroffen – im Gegenteil, solche Einbrüche waren auch der Beginn eines Aufbruchs in eine neue Gestalt von Kirche. Um es mit Augustinus zu sagen: „Halte dich nicht an die alte Welt – werde jung im Glauben an das Reich Gottes.“

Freilich ist Wachsamkeit vonnöten, damit es uns gelingt, die Weichen in die richtige Richtung zu stellen. Wir wissen nicht von vornherein, was Gott mit uns vorhat. Das gilt für Sie als einzelne Ordensleute, für Sie als Gemeinschaften, und das gilt für das Bistum im Ganzen. Es bedarf des Mutes und der Klarheit, um zu unterscheiden, was zu behalten ist, was wir verändern sollen und was wir freigeben müssen.

In der Abschiedsrede Jesu ist uns nicht verheißen, dass alles immer glatt, fehlerfrei oder gar schmerzfrei gehen wird. Doch es ist uns verheißen, in seinem liebenden und sorgenden Blick zu bleiben, als Einzelne und als kirchliche Gemeinschaft im Ganzen.

Zum Zeichen dafür hat Jesus dieses sein Vermächtnis als Gebet formuliert, indem er den Vater bittet, die Seinen in dieser Welt zu bewahren. Was könnte mächtiger, hoffnungsvoller und stärkender sein als das Gebet Jesu – ein Gebet, das unmittelbar zum Vater aufsteigt und von ihm erfüllt werden wird? Das ist eine wahrhaft pfingstliche Verheißung! In diesem Glauben und in dieser Zuversicht dürfen wir unseren Weg weiter wagen – in dieser Welt und für diese Welt.

## Treu geblieben in guten und in schlechten Tagen

Predigt zum Neujahrsempfang am 14. Januar 2006  
(Kol 3, 12-17; Joh 2, 1-11)

Liebe Jubelpaare, liebe Schwestern und Brüder, Fünfzig oder mehr Jahre gemeinsamen Lebens in Ehe und Familie: Das ist ein Grund, Gott auch öffentlich zu loben und ihm zu danken! Es ist durchaus nicht selbstverständlich, dass Menschen ein so hohes Alter erreichen. Sie kennen genügend, die schon viel früher gehen mussten. Und es ist erst recht nicht selbstverständlich, dass Sie nach so vielen Jahren immer noch zusammen und in Treue verbunden sind. Das fasziniert wohl viele und lädt zur Mitfreude ein.

### Rückblick

Angesichts solcher bedeutenden Ehejubiläen geht der Blick unwillkürlich aber auch zurück. Wie war das damals, als Sie, liebe Jubelpaare, sich zum ersten Mal Ihrer Liebe bewusst geworden sind? Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Hochzeit?

Die Jahre nach dem Krieg – das war noch eine schwere Zeit. Viele mussten sehen, wie sie durchkamen. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches gab es ganz neue politische Verhältnisse. Vertreibung und Flucht hatten manche Familien auseinander gerissen; die deutsch-deutsche Grenze führte zu weiterer Trennung. Und das kirchliche Leben wurde staatlicherseits immer unerwünschter. Wer Christ bleiben wollte, musste sich oftmals ganz bewusst dazu entscheiden.

Und dennoch haben Sie in dieser Situation voll Vertrauen Kinder großgezogen und versucht, ihnen die Werte zu vermitteln, die Ihnen selbst wichtig sind. Dabei haben viele von Ihnen sicher in unseren katholischen Gemeinden und manchmal auch Familienkreisen Heimat und Geborgenheit, Anregung und Halt, Hoffnung und Zuversicht gefunden.

Wie viel hat sich seit Ihrer Hochzeit doch inzwischen verändert: Die politischen Verhältnisse wechselten und damit auch manche berufliche Situation. Der Lebensstandard wurde ein anderer. Kinder, Enkel und Urenkel kamen und führen wohl bei den meisten von Ihnen schon lange ihr eigenes Leben.

Auch Sie selbst haben sich verändert: Sie können nicht mehr so hohe

Sprünge machen wie damals. Das Alter hinterlässt seine Spuren. Die erste Liebe ist längst dem Alltag gewichen. Neben Sternstunden gab es auch Tiefpunkte. Krankheit und Schicksalsschläge waren zu bewältigen. Auch persönliche Enttäuschungen in der Ehe oder mit den Kindern blieben nicht aus. Und trotzdem sind Sie einander treu geblieben.

### Einander die Treue halten

Fünfundzig oder mehr Jahre verheiratet – und das noch mit dem ersten Partner: Ist man da ein Heiliger, ein Held oder ein Trottel?

Früher galt so ein Paar als „cheerfahren“. Heute bedeutet dieses Wort eher, dass jemand bereits eine Ehe hinter sich hat und geschieden ist. Das Leitbild einer lebenslangen Ehe und darauf begründeten Familie erscheint vielen Menschen als fragwürdig oder als fast unmöglich. Junge Menschen erleben in ihrer Umgebung so viel Scheitern und Zerbrechen von Ehe und Familie, dass sie sich kaum vorstellen können, dass und wie so etwas gelingen sollte.

Einander ein Leben lang die Treue zu halten: Ist das also eine Utopie? Hat es früher einfach nur deshalb funktioniert, weil man nichts anderes kannte und der gesellschaftliche Druck groß genug war?

Sie, liebe Jubelpaare, sind ein lebendiges Zeichen dafür, dass es keine Utopie ist. Sie zeigen uns Jüngeren, dass eine lebenslange Ehe in bewegten Zeiten und oft unter großen Opfern überzeugend ins Leben umgesetzt worden ist. Sie zeigen, dass man auch unter heute kaum noch vorstellbaren Schwierigkeiten Kindern das Leben schenken und sie großziehen kann.

Inzwischen werden Kinder oft später geboren als noch vor zwanzig oder dreißig Jahren. Das lässt sich einigermaßen verstehen. Wer aber Kinder grundsätzlich als Beeinträchtigung der eigenen Lebensqualität ansieht oder meint, sich Kinder nicht leisten zu können, ist der nicht arm dran? Sind Kinder nicht – auch wenn sie manchmal extrem viel abverlangen oder Sorgen bereiten – für ihre Eltern ein Segen und Glück? Und gilt das nicht ebenso für unsere ganze Gesellschaft? Darum ist es auch richtig, wenn der Staat die Familien angemessen unterstützt. Nach wie vor sind Familien nicht unbedingt heile Welten, aber Orte, an denen man so gut wie nirgendwo lernen kann, menschlich zu leben: Liebe und Geborgenheit zu erfahren und Konflikte zu bewältigen. Nicht umsonst nennt man die Familie die älteste Selbsthilfegruppe der Menschheit!

Vor fünfzig oder mehr Jahren haben Sie, liebe Jubelpaare, sich gegenseitig versprochen, einander zu lieben, zu achten und die Treue zu

halten – in guten wie in schlechten Tagen. Sie haben einander getragen und auch ertragen. Sie haben erfahren, dass zu wahrhafter Liebe gehört, sich vergeben zu können. Sie haben – sicher oft auch unter Schmerzen – gelernt, barmherzig, gütig und geduldig miteinander zu werden – wie es in der Lesung aus dem Kolosserbrief heißt.

Gewiss war dies früher gesellschaftlich viel mehr gestützt als heute. Dennoch konnte es auch damals nur gelingen, wenn sich beide Partner immer wieder im Glauben der Liebe Gottes anvertraut haben. Nur wer sich von ihm geliebt weiß, hat die Kraft, seiner eigenen Liebe dauerhaft Ausdruck zu verleihen.

Lebenslange Treue – das ist deshalb vor allem ein Gottesgeschenk. Denn im Alltag kann man schnell erfahren, dass die eigene Kraft nicht reicht. Die Krüge können – wie es im Evangelium von der Hochzeit zu Kana heißt – auf einmal leer werden. Da gilt es, diese Krüge mit dem Wasser des alltäglichen Lebens zu füllen und sie im Glauben Jesus Christus hinzuhalten. Wir dürfen und sollen alles – die täglichen Freuden und Leiden, die Sorgen und Nöte, den guten Willen und die kleine Kraft, die Dankbarkeit und die Bitterkeit – in die Krüge füllen und auf Verwandlung hoffen. So haben Sie vielleicht auch immer wieder einmal erfahren, dass Gott tatsächlich ein Gott der Fülle ist.

Dies wird in der Geschichte der Hochzeit zu Kana mehr als deutlich, denn nach dem Johannesevangelium ist der erste öffentliche Auftritt Jesu ein *Fest*, eine *Hochzeit*. Auf diesem Fest trägt er geradezu verschwenderisch dazu bei, dass die Feier weitergehen kann. So viel Wasser wird in Wein verwandelt, dass es für 70 Liter pro Person reichen würde! Eine wahre „Weinschwemme“ (Klaus Berger)! „Was für eine Verschwendung!“, könnte man ausrufen – oder sogar: „Was für eine Verrücktheit! Weniger hätte doch auch gereicht!“

Aber so ist Gott. Er sprengt unsere menschlichen Maßstäbe. Er geht über unsere Grenzen hinaus und will uns damit auch sagen: So ist die Liebe. Menschliches Maß kann sie nicht erfassen. Sie ist immer größer als wir selbst. Sie ist ein Gottesgeschenk, ein Segen in Hülle und Fülle.

Auf dem Boden dieser Zuversicht kann sich die Liebe zwischen zwei Menschen entfalten, kann sie immer wieder neu belebt werden, kann sie fruchtbar werden.

Auf dem Boden dieser Zuversicht allein ist Treue möglich. Sie macht fähig, einander auch dann zu lieben und zu ertragen, wenn sich überall die Spuren der Vergänglichkeit zeigen: die Vergänglichkeit der Jugend, der tiefen Gefühle, der wirtschaftlichen Sicherheit, ja sogar des Lebens.

Sie, die Sie sich darauf eingelassen haben, sehen sich dann selbst wohl weder als Heilige, noch als Helden noch als Trottel – eher als Beschenkte, als Gesegnete. Für uns, die wir mit Ihnen feiern, sind Sie ein sichtbares Zeugnis dafür, dass Gott nach wie vor da wirkt, wo Menschen sich ihm anvertrauen.

## Dank

Darum sind wir heute auch hier, um zu danken. Wir alle danken für das Zeugnis Ihres Lebens.

Wir danken dafür, dass Sie durch Ihre Liebe und Treue anderen Menschen – vor allem auch Ihren Kindern und Enkeln – ein bergendes Zuhause geschenkt haben und schenken. Gemeinsam mit Ihnen danken wir aber auch all denen, die Ihnen diesen Weg ermöglicht und Sie unterstützt und begleitet haben. Viele von ihnen sind uns ja schon zu Gott voraus gegangen.

Danken wollen wir aber vor allem Gott, der seinen Segen reichlich, ja überreichlich schenkt.

Mögen Sie darin erfahren, dass Gott Ihnen die Krüge Ihres Lebens auch dann füllen wird, wenn Ihre Kräfte schwinden, wenn die Last des Alters immer schwerer wird. Und möge Gott Ihnen all das Gute, das Sie gewirkt haben, dereinst in Fülle vergelten!